

Hermann Cölfen†, Sevgi Filiz,
Karl Helmer & Gaby Herchert (Hg.)

„Aller Ehre werth und nicht leicht zu ersetzen ...“

Sprache – Dichtung – Überlieferung

desulue Benimmet alsodand willebor heft vorgegemen iijst
en beholden dat sie an gūten water edder belc von vnsenwegen
en vnde ensofandes so vortan gebunden Der vorbedinge vnde
mit schiler kranckheit befallen is wanner de wedderwint to
e denne cyn syner sones mit deme andend parte de oldenb
vnde mogen von hūlligen holden efft sie von vnsenwegen an d
se sodanes eedes alsdenne scholen wy eynsodans woos wy si
vnde beholden ~~desulue~~ von en alsodand eede mochte
desulue handt von hūlligen holden dat eme allene vnde nemer
an denne sodanes geschem is schall benimmet pogwisch sodan
beholden Dessees to Orkunde vnde groterei vorewaringe hebb
n to vlenysborch and dage Ambrosy des hūlligen bisschopes
ijersten Taud Alsdenne sodane brief tom ende gehort vnde gelys
a vnde des wilken hadde vordaden laten vnde des gedachten
zu Tegenwardigheit genoch todonde Van vns biddende vnde
uchnyffe dar van genen des wy eme nach gewanten dinger
heft de gūte Benimmet pogwisch darfulueft mit upen syn
ingen to den hūlligen geswoeren vorrichtet beholden vnde wo
genomet de grote alze van deme houwarder an vnde so
de belande ock dar nemende anders nene verhtichende Tine
chert an ~~desulue~~ vnuorsenlich to wopende Allet sūnde
hebben wy Bernde van quale clawes kansonwe vnde
vond vnsse Ingesegels beneden an dessen brief wickelen

**Hermann Cölfen †, Sevgi Filiz, Karl Helmer,
Gaby Herchert (Hg.)**

„Aller Ehre werth und nicht leicht zu ersetzen ...“

Sprache – Dichtung – Überlieferung

Symposium der AEET in Hansühn am 23-2-2018

**Schriftenreihe der Arbeitsstelle für Edition
und Editionstechnik (AEET), Band 8**

Herausgegeben von:

Rüdiger Brandt, Hermann Cölfen †, Karl Helmer und
Gaby Herchert



Universitätsverlag Rhein-Ruhr, Duisburg

IN MEMORIAM

Pastor Tim Voß (1964 – 2018)

Der plötzliche Tod von Pastor Voß am 2. Juli 2018 hat uns zutiefst berührt und schockiert. Er hat in seiner humorvollen und zugewandten Art unmittelbar die Herzen derer berührt, die ihm begegneten. Hilfsbereit und tatkräftig hat er unser Projekt auf vielfältige Weise gefördert. Neben der Unterstützung bei der Durchführung der Symposien in ‚seiner Kirche‘ hat er uns bei vielen Gelegenheiten mit Worten und Taten sein aufrichtiges Interesse an der Sache und an allen Beteiligten vor Augen geführt. Mit kritischem Verstand hat er diskutiert, mit Worten der Ermunterung diejenigen angespornt, die an sich zweifelten, und mit Trost denen beigestanden, die sich vor unlösbaren Aufgaben sahen. Wir trauern um einen außergewöhnlichen Menschen, der uns und unsere Arbeit in den letzten Jahren als zuverlässiger Kooperationspartner und gewogener Freund begleitet hat.

Rüdiger Brandt, Dirk Haferkamp, Sevgi Filiz, Bernhard Fisseni, Guillaume van Gemert, Jürgen Gradert, Karl Helmer, Gaby Herchert, Martin Schubert und alle ehemaligen und derzeitigen Mitarbeiter/innen und Studierenden der AEE

IN MEMORIAM

Erik Graf v. Platen Hallermund (1939 – 2018)

In tiefer Trauer nehmen wir Abschied von Erik Graf v. Platen Hallermund, der in den letzten 10 Jahren als tatkräftiger Förderer, kollegialer Freund und warmherziger Mentor die wissenschaftliche Kooperation zwischen der AEET und seinem Hause maßgeblich mitgestaltet hat. Mit Leidenschaft und hohem persönlichen Einsatz hat er bei der Digitalisierung und Erschließung seines Archivs mitgewirkt und uns vielfältige Unterstützung zuteil werden lassen. Insbesondere die Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses, an dessen Forschungen er mit regem Interesse Anteil nahm, lag ihm am Herzen. Er war Initiator der jährlichen Hansühner Symposien, durch die sich ein Netzwerk entwickeln konnte, das die Arbeiten an seinem Archiv weit über die Region hinaus wirksam werden ließ.

Graf Platen war für uns weit mehr als ein Ideengeber und Förderer. Durch seine feinfühlige, humorvolle Art, seine warmherzige Zugewandtheit und seine vorurteilsfreie Anteilnahme an großen und kleinen Problemen ist er uns als ein guter Freund ans Herz gewachsen. Wir vermissen ihn und werden im Gedenken an ihn unsere gemeinsame Arbeit in seinem Sinne fortsetzen.

Rüdiger Brandt, Dirk Haferkamp, Sevgi Filiz, Bernhard Fisseni, Guillaume van Gemert, Jürgen Gradert, Karl Helmer, Gaby Herchert, Martin Schubert und alle ehemaligen und derzeitigen Mitarbeiter/innen und Studierenden der AEET

Die Open-Access-Publikation des vorliegenden Titels wurde mit Mitteln des Publikationsfonds der Universität Duisburg-Essen ermöglicht.

Der vorliegende Titel darf unter den folgenden Creative-Commons-Bedingungen genutzt werden:



<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Diese Lizenz erlaubt lediglich Download und Weiterverteilung des Werkes unter Nennung des Urhebers, jedoch keinerlei Bearbeitung oder kommerzielle Nutzung.

Die Drucklegung wurde durch die Sparkasse Holstein gefördert.



Titelbild © Archiv der Grafen v. Platen, Friederikenhof

Umschlaggestaltung UVRR

Bibliografische Information der Deutschen
Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<https://portal.dnb.de> abrufbar.

2019 by Universitätsverlag Rhein-Ruhr OHG
Paschacker 77
47228 Duisburg
www.uvrr.de

ISBN 978-3-95605-064-0 (Printausgabe)

DOI 10.17185/dupublico/72649

Satz und Lektorat Sevgi Filiz

Druck und Bindung Harfe Druckerei, Rudolstadt

Inhalt

Hermann Cölfen †, Sevgi Filiz, Karl Helmer, Gaby Herchert

Vorwort 7

Rainer Hering

Vom Stein zum Stick. Der Wandel der menschlichen Überlieferung 9

Erik Graf v. Platen Hallermund †

Der Weg Schleswig-Holsteins zur preußischen Provinz 27

Gaby Herchert

Erklinge Lied dem Edlen Platen! Gelegenheitsdichtungen aus dem
Archiv der Grafen v. Platen 33

Katja Winter

Die Moral von der Geschicht: Große Ohren schaden nicht! Adelsdichtung aus
dem Archiv der Grafen v. Platen 49

Eva Wodtke

Du kamst, du gingst mit leiser Spur. Säuglings- und Kindersterblichkeit
in der Gemeinde Hohenstein 1771–1833 75

Martin Schubert

Heilige Einsiedler und unzüchtige Pfaffen. Mittelniederdeutsche
Exempelsammlungen des Mittelalters 89

Vorwort

Die Arbeitsstelle Edition und Editionstechnik der Universität Duisburg-Essen (AEET) hat es sich zur Aufgabe gemacht, vorwiegend handschriftliche mittelalterliche und frühneuzeitliche Bestände privater Archive und Bibliotheken, die bisher nicht öffentlich zugänglich sind, digital aufzuarbeiten, zu transkribieren, zu übersetzen, zu kommentieren und in Datenbanken zu erfassen, um sie für die wissenschaftliche Forschung, insbesondere für regionalgeschichtliche Recherchen, bereitzustellen. Unter Mitwirkung von Studierenden und Nachwuchswissenschaftler/innen werden dazu methodische und technische Editionsverfahren entwickelt, die in der Editionspraxis Verwendung finden.

Seit 2009 erschließen Wissenschaftler/innen und Studierende der AEET in enger Zusammenarbeit das wertvolle Privatarchiv der Grafen v. Platen in Friederikenhof/Gemeinde Wangels/Ostholstein. Diese Familie stammt ursprünglich aus Rügen. Einem Zweig der Familie wurde am Hof des Kurfürsten von Hannover das Grafendiplom zugesprochen. Seit der Belehnung mit der Grafschaft Hallermund im Jahre 1706 nennen sich alle Abkommen Grafen bzw. Gräfinnen v. Platen Hallermund. Mit dem Kauf des Gutes Weissenhaus durch den General-Erbpostmeister und Kammerherrn Georg Ludwig v. Platen Hallermund im Jahre 1739 wird die Familie in Ostholstein ansässig. Das Archiv in Friederikenhof umfasst alle wichtigen Dokumente, die mit der Regional- und Familiengeschichte dieses Zweiges in Verbindung stehen.

Das achte Symposium am 23. Februar 2018 in der Evangelischen Christuskirche in Hansühn/Ostholstein fand erneut lebhaftes Interesse. Die Vorträge werden in diesem Band veröffentlicht.

Für die freundliche Zusammenarbeit danken wir Erik Graf v. Platen Hallermund † (Friederikenhof), Jürgen Gradert (Grammdorf), Pastor Tim Voß † (Hansühn) und den vielen Helferinnen und Helfern der Kirchengemeinde.

Ebenfalls danken möchten wir der Sparkasse Holstein für den Druckkostenzuschuss und dem Universitätsverlag Rhein-Ruhr, der die Veröffentlichung der sieben bisher erschienen Bände der Schriftenreihe der AEET unterstützt und gefördert hat.

Essen und Wangels, im Januar 2019

Vom Stein zum Stick. Der Wandel der menschlichen Überlieferung

Einleitung

Die Beschäftigung mit der Vergangenheit, wie sie hier in anregender Weise durch die Arbeitsstelle Edition und Editionstechnik der Universität Duisburg-Essen seit vielen Jahren erfolgt, wirft die Frage auf, woher wir eigentlich Informationen über unsere Geschichte haben. Welche Materialien speichern Informationen über einen längeren Zeitraum? Dieser Beitrag skizziert die Geschichte der menschlichen Überlieferung und erläutert die Vor- und Nachteile unterschiedlicher Speichermedien. Dabei kann nur auf einige zentrale Medien eingegangen werden; Bilder, Fotografien, Filme, Tonträger etc. werden hier nicht explizit berücksichtigt. Darüber hinaus wird danach gefragt, was im digitalen Zeitalter von unserer heutigen Überlieferung erhalten bleiben wird.¹

Spektakuläre Ereignisse, wie der Brand der Anna-Amalia-Bibliothek 2004, die Elbhochwasser der Jahre 2006, 2011 und 2013 oder der Einsturz des Historischen Archivs der Stadt Köln 2009 haben in den letzten Jahren der Öffentlichkeit vor Augen geführt: Es ist keine Selbstverständlichkeit, dass wir unsere Jahrhunderte alte historische Überlieferung noch besitzen, dass wir die Dokumente, die das kulturelle und juristische Gedächtnis der Gemeinde Wangels, des Kreises Ostholstein oder des Landes Schleswig-Holstein bilden, noch ansehen und auswerten können. Trotzdem: Unsere Überlieferung ist in erster Linie nicht durch solche spektakulären Ereignisse bedroht. Es sind gerade die schleichenden Alterungsprozesse der jeweiligen Speichermedien, z. B. das Problem des säurehaltigen Papiers, die tagtäglich konservatorischen und restauratorischen Handlungsbedarf in den Archiven, Bibliotheken und Museen auslösen.²

-
- 1 Der Beitrag beruht auf: Hering, Rainer: Gestern – heute – morgen. Menschliche Überlieferung im Wandel. In: Vor 3000 Jahren. Die erste Geesthachterin und ihre Zeit. Annäherungen an den Fund einer Frau aus der älteren Bronzezeit von Grünhof-Tesperhude, Ortsteil von Geesthacht. Hrsg. von Wolf-Rüdiger Busch. Geesthacht 2016, S. 168–182.
 - 2 Koordinierungsstelle für die Erhaltung schriftlichen Kulturgutes (Hrsg.): Die Erhaltung des schriftlichen Kulturgutes in Archiven und Bibliotheken in Deutschland. Bundesweite

1. Überlieferung – Tradition

Was ist Überlieferung und was wird überliefert? In der Archivwissenschaft bezeichnet man mit dem Begriff Überlieferungsbildung den Vorgang der Bewertung und Übernahme von dauerhaft aufzubewahrenden Unterlagen in das Archiv. Die Archivarinnen und Archivare entscheiden darüber, was archivwürdig ist und somit dauerhaft überliefert wird.³

Sucht man jedoch in Lexika nach dem Begriff Überlieferung, wird man nur selten fündig. Im Wörterbuch der Brüder Grimm findet sich die Definition: „die thätigkeit des überlieferns, traditio“ und „in übertragenem sinne: mittheilung, vererbung von nachrichten, kenntnissen, sitten und bräuchen [...] meist beschränkt auf mittheilung von geschlecht zu geschlecht“. Und weiter: „indem wir nun von überlieferung sprechen, sind wir unmittelbar aufgefordert, zugleich von autorität zu reden, denn genau betrachtet, so ist jede autorität eine art überlieferung“: Zitiert wird Johann Wolfgang von Goethe mit dem Bonmot: „gern wär’ ich überlieferung los und ganz original“. Verwiesen wird weiterhin auf die Überlieferung der katholischen Kirche.⁴

Das Wort „traditio“ bei den Brüdern Grimm verweist auf den Terminus Tradition, der tatsächlich vielfach in Lexika zu finden ist. Tradition umfasst „das Ineinander von Sitten und Überlieferungen, die in einer Gesellschaft oder einer ihrer Untergruppen identitätsgebend, normbildend und handlungsleitend sind. Dabei ist eingeschlossen, dass sich die je aktuelle Normbildung sowohl als Pflege des Überlieferten als auch als absichtlich oder un-

Handlungsempfehlungen für die Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien und die Kultusministerkonferenz. Berlin 2015.

3 Vgl. zu den Aufgaben der Archive Essen, Manfred von; Hering, Rainer; Rannegger, Anke und Rosenplänter, Johannes: Das Gedächtnis unseres Landes. Archive in Schleswig-Holstein. Begleitschrift zur Ausstellung (Veröffentlichungen des Landesarchivs Schleswig-Holstein 101). Schleswig 2011; Schenk, Dietmar: „Aufheben, was nicht vergessen werden darf“. Archive vom alten Europa bis zur digitalen Welt. Stuttgart 2013; Hering, Rainer: Museen und Archive – zentrale Orte lokaler Identität. In: Auskunft. Zeitschrift für Bibliothek, Archiv und Information in Norddeutschland 36 (2016), S. 137–141. Beispiele für die Bewertung bei Hering, Rainer: Öffentliches Gedächtnis Schleswig-Holsteins. Das Landesarchiv am Beginn des 21. Jahrhunderts. In: Beiträge zur Schleswiger Stadtgeschichte 52 (2007), S. 111–128; ders.: Informationen komprimieren... Übernahme und Bewertung behördlicher Unterlagen als archivarische Aufgabe. In: Antje Kalcher u. Dietmar Schenk (Hrsg.): Archive zur Musikkultur nach 1945. Verzeichnis und Texte (Kontinuitäten und Brüche im Musikleben der Nachkriegszeit). München 2016, S. 45–50.

4 Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm. Band 23, Elfter Band II. Abteilung, bearb. von Victor Dollmayr und der Arbeitsstelle des Deutschen Wörterbuchs. München 1984, Sp. 398.

bewusst ablaufender traditionskritischer Prozeß der Absetzung von ererbten Vorstellungen vollziehen kann“.⁵

Tradition ist das „Überlieferte“, „Gelehrte“, die „Lehre“ sowie der „Vorgang der Überlieferungstätigkeit“. Aufgrund „der spezifischen Geschichtlichkeit der Grunderfahrung des jüdisch-christlichen Glaubens musste die Traditionsfrage hier zwangsläufig in den Vordergrund rücken. Seit Ende des 2. Jahrhunderts n. Chr. wird der Traditionsbegriff zu einem Grundbegriff christlicher Theologie“. Das war zuvor in den griechischen und römischen Religionen so nicht der Fall.⁶

An erster Stelle steht bei der Weitergabe von wichtigen Informationen oder Bräuchen die mündliche Überlieferung. Informationen lassen sich schnell und ohne zusätzlichen Aufwand anderen Menschen berichten und so weitergeben. Allerdings ist sie damit nicht unveränderbar, denn – wie die Kommunikationstheorie nachgewiesen hat – muss das, was ein Sender einem Empfänger berichtet, nicht unbedingt in gleicher Weise von ihm aufgenommen werden.⁷ Zudem verändert über die Jahre das menschliche Gedächtnis die Überlieferung – zwischenzeitlich Erlebtes wirkt sich auf die Speicherung aus. Darüber hinaus neigt es dazu, die Vergangenheit positiver zu interpretieren – negative Erinnerung wird oft gefiltert und verdrängt.⁸ „Merkwürdig, in meiner Erinnerung, ist es immer gutes Wetter gewesen“, schrieb der Hamburger Theologe und Pädagoge Walter Classen (1874–1954) in seinen Lebenserinnerungen.⁹

Sicherlich gibt es in verschiedenen Gesellschaften eine über lange Zeiträume funktionierende mündliche Überlieferung, eine Oral History. Auch sie

-
- 5 Rösel, Martin: Tradition. I. Altes Testament. In: Theologische Realenzyklopädie. Band 33. Berlin-New York 2002, S. 689–693, hier S. 689.
 - 6 Wiedenhofer, Siegfried: Tradition, Traditionalismus. In: Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland. Hrsg. von Otto Brunner, Werner Conze, Reinhart Koselleck. Band 6 Stuttgart 1990, S. 607–649, die Zitate 611 und 608. Vgl. auch Kasper, Walter u. Waldstein, Wolfgang: Tradition. In: Staatslexikon. Recht, Wirtschaft, Gesellschaft. Hrsg. von der Görres-Gesellschaft. 7. völlig neu bearb. Aufl. Band 5 Freiburg, Basel, Wien 1989, S. 494–500.
 - 7 Watzlawick, Paul; Beavin, Janet H.; Jackson, Don D.: Menschliche Kommunikation. Formen, Störungen, Paradoxien. 12. Aufl. Bern 2011.
 - 8 Markowitsch, Hans J.: Die Erinnerung von Zeitzeugen aus der Sicht der Gedächtnisforschung. In: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History 13 (2000), S. 30–50; Arbinger, Roland: Gedächtnis (Erträge der Forschung 219). Darmstadt 1984.
 - 9 Classen, Walter: Ein Hamburger Pädagoge zwischen Tradition und Moderne. Lebenserinnerungen – Sechzehn Jahre im Arbeiterquartier. Mit einer Bibliographie Walter Classens. Hrsg. und eingeleitet von Rainer Hering (bibliothemata, 20). Herzberg 2001, S. 45.

wird nach wissenschaftlichen Kriterien erforscht.¹⁰ Dennoch eignet sich diese Methode, eignet sich das menschliche Gedächtnis nicht, um Sachverhalte rechtssicher und eindeutig zu tradieren. Es sind also andere Formen der Erinnerungssicherung erforderlich.

In der folgenden Übersicht über zentrale Speichermedien in der Geschichte der Menschheit spielen folgende Aspekte eine Rolle:

- Haltbarkeit
- Zugänglichkeit
- Ordnung

Ziel der Überlieferung war und ist Rechtssicherung sowie Erinnerung bzw. Tradition.

2. Speichermedien

Bei den Speichermedien ist zu unterscheiden zwischen einmaliger Aufzeichnungsmöglichkeit, z. B. Stein- oder Tontafeln, Papyrus, Pergament, Papier, Mikrofilm, und mehrfacher Beschreibbarkeit, z. B. Wachs- oder Schiefertafeln, Festplatten, USB-Sticks.¹¹

2.1 Stein

Das stabilste Speichermedium scheint der Stein zu sein. Angefangen von Höhlenmalereien aus der Zeit 40.000 v. Chr. über Inschriften, Bauwerke, Grabsteine, Denkmäler werden mit diesem Medium seit Jahrtausenden bis in die Gegenwart Informationen überliefert, die eine größere Öffentlichkeit erreichen sollen. Dabei handelt es sich um Sachaussagen in Schriftform ebenso wie um Inszenierungen von Macht und Herrschaft. In der Antike wurden langfristig zu erhaltene Texte, wie z. B. Vorschriften oder Verordnungen, auf eine geglättete Steinplatte eingemeißelt oder auf eine Bronzeplatte eingraviert und an zentralen Plätzen gut sichtbar öffentlich aufgestellt. Nicht immer ist ihr Text heute vollständig erhalten, oftmals wurden auch damals gebräuchliche Abkürzungen verwendet, die erst entschlüsselt werden müssen. Zudem wurden die Wörter in griechischen wie in lateinischen Inschriften vielfach

10 Wierling, Dorothee: Oral History. In: Michael Maurer (Hrsg.): *Aufriß der Historischen Wissenschaften*. Band 7: Neue Themen und Methoden der Geschichtswissenschaft. Stuttgart 2003, S. 81–151; Oral History. Hrsg. von Julia Obertreis (Basistexte Geschichte 8). Stuttgart 2012.

11 Stahlberg, Ilka: *Schriftträger und Schreibmaterialien*. In: *Die archivalischen Quellen*. Mit einer Einführung in die Historischen Hilfswissenschaften. Hrsg. von Friedrich Beck; Eckart Henning. 3. überarb., u. erw. Aufl. Köln, Weimar, Wien 2003, 169–177, S. 169.

nicht getrennt. Wissenschaftlich ist es Aufgabe der Epigraphik, diese Texte zu entschlüsseln und zu edieren.

Grabsteine bieten Angaben zu Personen: Vorname, Name, ggf. akademische Titel oder Berufsbezeichnungen, Geburts- und Todestag, evtl. Verwandtschaftsverhältnisse, wenn es sich um Gräber mehrere Personen, wie z. B. Familiengräber, handelt. Größe und Gestaltung sagen viel über die Selbstinszenierung der Betroffenen oder deren Angehörigen aus. Manchmal enthalten Grabsteine auch Informationen über Lebensbedingungen, wie z. B. über die Todesursache, gerade in neu erschlossenen Gebieten. Während auf öffentlichen Friedhöfen die Gräber zumeist nach 25 Jahren oder einer bestimmten Verlängerungszeit eingeebnet werden, bleiben sie und damit die Grabsteine z. B. auf jüdischen Friedhöfen erhalten. Diese Monumente sind ebenfalls als historische zu interpretieren und bieten wichtige Informationen über die Vergangenheit. Neben der Epigraphik sind hier die Kunst- und die Architekturgeschichte als wissenschaftliche Disziplinen gefordert.¹²

2.2 Münzen

Münzen bestehen in der Regel aus Edelmetall, wie Gold oder Silber oder der Gold-Silbermischung Elektron. Sie fungieren nicht nur als Zahlungsmittel, sondern belegen auch Herrschaftsinszenierungen und die jeweiligen Hoheitszeichen und Legenden. Münzschatzfunde geben Informationen über die Verbreitung von Währungen und somit über Handelsbeziehungen. Römische Münzen zeigten zunächst auf der Vorderseite den Kopf der Stadtgöttin, auf der Rückseite die Siegesgöttin mit einem Wagen. Diese Motive änderten sich dadurch, dass jeweils für ein Jahr drei jungen Angehörigen der Aristokratie die Aufsicht über die Münzprägungen übertragen wurde. Sie verwandten Motive aus ihrer jeweiligen Familiengeschichte, um ihre späteren Karrierechancen in der Politik zu erhöhen. Nachdem Übergang von der Republik zur Monarchie wurden Münzen zur dauerhaften Selbstinszenierung der jeweiligen Kaiser genutzt, z. B. durch geschönte Porträts oder Hinweise auf außenpolitische Erfolge. Die Numismatik ist beschäftigt sich u. a. mit diesen Fragen.¹³

12 Bleckmann, Bruno: Inschriften, Münzen, Denkmäler. In: Michael Maurer (Hrsg): *Auflaß der Historischen Wissenschaften*. Band 4: Quellen. Stuttgart 2002, S. 15–32 (mit weiteren Literaturhinweisen). Brandt, Ahasver v.: *Werkzeug des Historikers*. Eine Einführung in die Historischen Hilfswissenschaften. 12. Aufl. Stuttgart, Berlin, Köln 1989, S. 149–157; Klüßendorf, Niklot: *Münzkunde* (Hahnsche historische Hilfswissenschaften 5). Hannover 2009; ders.: *Numismatik und Geldgeschichte*. Basiswissen für Mittelalter und Neuzeit. Peine 2015.

13 Bleckmann, S. 26–29.

2.3 Wachstafeln

Mit Wachs überzogene Schreibtafeln aus Holz oder Elfenbein, in die mit einem Griffel Eintragungen eingeritzt werden konnten, wurden schon in altorientalischer Zeit seit 3.000 v. Chr. für den Routineschriftverkehr, Quittungen, Urkunden oder für Notizen in der Antike und im Mittelalter, teilweise noch in der Frühen Neuzeit, benutzt. Seit dem Mittelalter wurden sie besonders in Schulen eingesetzt oder im Rechnungswesen. Ähnliche Funktionen nahmen Tafeln aus Holz oder Rinde ein. Sie eigneten sich nicht für eine lange Aufbewahrung, daher sind auch nur wenige aus dem Mittelalter erhalten, z. B. Wachstafelbücher aus Lübeck.¹⁴

2.4 Papyrus

In der Antike und noch im frühen Mittelalter war Papyrus der gebräuchliche Beschreibstoff. Das weiche poröse Mark der im Nildelta kultivierten Papyrusstaude wurde der Länge nach mit einer Nadel in dünne Streifen zerlegt und von außen nach innen so geschält, dass dünne, breite Papyrusstreifen geschaffen wurden. Die Qualität des Papyrus war unterschiedlich, manches wurde nur zu Verpackungszwecken genutzt. Die höchste Qualität stammte aus den inneren Schichten des Stengels, in der weniger holzartige Sklerenchymzellen vorhanden sind. Sie wurden mit einer Nadel geschält und nicht mit einem Messer in Längsschnitten erzielt.

Diese Streifen wurden nebeneinander gelegt und quer mit einer zweiten Schicht bedeckt. Darauf wurde Wasser gegeben, so dass beide Schichten durch den Pflanzensaft miteinander verklebten. Anschließend wurde der Papyrus gepresst und getrocknet. Um die Haltbarkeit zu erhöhen, wurde er geleimt. Die Bögen von zumeist 30 cm Breite wurden zu einer sechs bis zehn Meter langen Rolle miteinander verbunden. Zum Beschreiben wurde die geglättete Schicht der horizontal gelegten Streifen gemäß der Faserrichtung genutzt (Rectoseite). Erst später wurde auch die Rückseite beschrieben (Versoseite).

Die Monopolstellung in der Papyrusherstellung hatte Ägypten, da aufgrund der klimatischen Bedingungen die Anbauggebiete im Nildelta eine große Produktion ermöglichten. Die Herstellung erfolgte in Privathand, wenngleich es eine staatliche Kontrolle gegeben haben dürfte. Dort sind auch Papyrusurkunden in großer Stückzahl überliefert worden – bis ins 9. Jahrhundert n. Chr. war dieser Beschreibstoff dort vorherrschend. Die Herstellung von Büchern erfolgte bis ins 8. Jahrhundert n. Chr. noch auf Papyrus,

14 Lalou, Elisabeth: Wachstafel. In: Lexikon des Mittelalters. Bd. 8 München 1997, Sp. 1890f; Bleckmann, S. 16.

wenngleich ab dem 4. Jahrhundert n. Chr. Pergament an Bedeutung zunahm. Die Rollenform wurde seit dieser Zeit mehr und mehr durch die Form des Codexes ersetzt. Mit dem 11. Jahrhundert n. Chr. trat das Papier auch in Ägypten an die Stelle des Papyrus. Außerhalb Ägyptens war Papyrus noch bis ins 10. Jahrhundert n. Chr. benutzt, wie man an Privaturkunden aus Italien sehen kann. In der päpstlichen Kanzlei wurden Urkunden und Briefe bis ins 10. Jahrhundert n. Chr. ausschließlich auf Papyrus verfasst, erst unter Benedikt IX. (1032–1045) ging man zu Pergament über. Papyrusoriginalurkunden befinden sich heute u. a. in den Staatlichen Museen zu Berlin – Ägyptisches Museum, im Marburger Staatsarchiv und in der Wiener Nationalbibliothek.¹⁵

2.5 Pergament

Der Beschreibstoff Pergament ist ungegerbte, enthaarte Tierhaut, die auf einem Spannrahmen getrocknet worden ist. Nachgewiesen ist er schon seit dem 2. Jahrtausend v. Chr. in Ägypten. Man vermutet, dass Tierhäute zuerst in Vorderasien zum Beschreiben verwendet wurden. In Paris befindet sich ein Vertrag auf einem Pergamentblatt aus der griechischen Stadt Dura-Europos (in Syrien am Euphrat gelegen) aus der Zeit der Wende vom 3. zum 2. Jahrhundert v. Chr.

Der Name Pergament bezieht sich auf die Stadt Pergamon unter Eumenes II. (197–159 v. Chr.), wo dünne, rasierte Schafhäute verwendet worden sein sollen. Dabei handelt es sich aber vermutlich um eine Verfeinerung der Bearbeitung und der Erfindung der bis heute üblichen Herstellungstechnik. Anders als Papyrus ist Pergament glatt, nicht brüchig, reißfest und auf beiden Seiten beschreibbar – zudem bietet dieser Stoff bessere Bedingungen für die Buchmalerei. Seit dem 3. Jahrhundert n. Chr. wurden für Bücher überwiegend Pergamente verwendet; seit dem 7. Jahrhundert n. Chr. wurde Pergament der gängige Beschreibstoff für Urkunden in Europa. Aus dem Jahr 720 stammt die älteste langobardische Pergamenturkunde. Aus der Kanzlei des Merowingerkönigs Theoderich III. stammen zwei erhaltene Urkunden aus dem Jahr 677 n. Chr.

Hergestellt wurde Pergament zunächst im Umfeld der klösterlichen Skriptorien und im Kontext der Lederverarbeitung. Ein eigener Handwerkszweig, die Permenter bzw. Buchfeiler, entstand erst im 12. Jahrhundert und hielt sich bis ins 15./16. Jahrhundert. Die Tierhaut – vor allem von Ziegen, Schafen und Kälbern – wird drei bis sechs Wochen in starker Kalklauge gebeizt, damit anschließend mit einem halbmondförmigen Schabeisen Haare leichter

15 Maresch, Klaus: Papyrus. In: Lexikon des Mittelalters. Bd. 6 München 1993, Sp.1693–1695; Stahlberg, S. 169f.

entfernt werden können. Zudem bietet die Beizung Schutz vor Fäulnis und eine saubere Oberfläche. Eine erneute Wässerung trägt dazu bei, Fettreste zu beseitigen – dafür werden fettlösende Zusätze, wie z. B. Asche, zugeführt. Die nasse Haut wird in einen Rahmen gespannt und luftgetrocknet. Mit einem Bimsstein oder mit Kreide wird die Haut abgeschliffen.

In der Pergamentherstellung gibt es geographische Unterschiede: In Frankreich und Deutschland, den *nördlichen* Pergamenten, wurden zumeist Kälber verwendet und beide Seiten geglättet. In Italien, Spanien, Südfrankreich bevorzugte man Schafe und Ziegen und bereitete nur die Innenseite zum Schreiben vor, während die Haarseite gelblich grau wirkt. Möglicherweise hing letztere Form mit der Tradition der Papyrusurkunden zusammen, die nur einseitig beschrieben wurden. Für besonders feines Pergament wurde die Haut ungebohrer Kälber oder Ziegen benutzt (Jungfernpergamente). Zu besonderen Zwecken konnte Pergament purpur, gelb oder schwarz eingefärbt werden. Bereits in der Spätantike gab es purpurgetränkte Codices, die mit Gold- bzw. Silbertinten beschrieben waren.

Der Wechsel von Papyrus zu Pergament war im weströmischen Reich verbunden mit dem Übergang zur Buchform (Codex) sowie mit der Ausbreitung des Christentums im 4. Jahrhundert. In der im Früh- und Hochmittelalter dominierenden Agrargesellschaft konnte Pergament als Beschreibstoff eine Monopolstellung bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts einnehmen, bevor sich das Papier nach und nach durchsetzte. Später wurde für anspruchsvollere Schriftzeugnisse, insbesondere für liturgische und illuminierte Handschriften und Urkunden, weiterhin Pergament herangezogen. In der päpstlichen Kanzlei wurden erst ab 1007 Kanzleiausfertigungen auf Pergament verfasst. Die älteste in einem deutschen Staatsarchiv befindliche Pergamenturkunde ist die König Pippins aus dem Jahre 760 im Staatsarchiv Marburg. Die älteste Pergamenturkunde des Landesarchivs Schleswig-Holstein z. B. stammt aus dem Jahr 1059.¹⁶

2.6 Papier

Während die Pergamenturkunden in der Regel über viele Jahrhunderte halten, ist der Beschreibstoff Papier fragiler. Erfunden wurde er im 3. Jahrhundert v. Chr. im Südwesten Chinas, seit dem 8. Jahrhundert n. Chr. wird er in der westlichen Kultur eingeführt.

In China wurde zunächst aus Seidenabfällen ein papierartiges Schreibmaterial erzeugt. Doch aufgrund der hohen Kosten für Seide wurden andere

16 Ladner, Pascal: Pergament. In: Lexikon des Mittelalters. Bd. 6 München 1993, Sp. 1885–1887; Stahlberg, S. 170–172.

Materialien zur Papierherstellung herangezogen, wie die Bastfasern der Maulbeerrinde mit Hadern im 2. Jahrhundert v. Chr. Danach wurde Papier aus reinen Hadern, also aus Hanf, Fischernetzen, Lumpen, erzeugt, was auf den chinesischen Beamten Tsai-Lun im Jahr 105 zurückgehen soll. Über Korea und über chinesische Kriegsgefangene in Samarkand gelangte die Technik der Papierproduktion in den arabischen Raum. Hier wurden Hadern der wesentliche Grundstoff für diesen Beschreibstoff. Durch das Eingießen der Faser-aufschwemmung in ein flexibles Sieb aus Bambus oder Rohr, später durch das Schöpfen wurde Papier gewonnen und nach Abtropfen des Wassers zum Trocknen auf einer Wand befestigt. Die Stärkeleimung des Papiers wurde von den Arabern eingesetzt. Das älteste erhaltene arabische Papier datiert aus dem Ende des 8. Jahrhunderts n.Chr. In Ägypten wurde Papier um 900 n. Chr. zuerst fabriziert.

Von den Arabern lernten die Mittelmeerländer ab dem 10. Jahrhundert die Herstellung von Papier. Man nimmt an, dass in Europa im arabischen Córdoba am Ende dieses Jahrhunderts Papiermühlen bestanden. Im christlichen Spanien soll um 1074 von Arabern Papier hergestellt worden sein. König Roger I. stellte im Jahr 1102 ein Privileg zur Papierherstellung aus – Papiermühlen sind auf Sizilien im Mittelalter jedoch nicht bekannt. In Amalfi soll vor 1231 Papier hergestellt worden sein. In diesem Jahr verbot Kaiser Friedrich II. den Gebrauch von Papier für wichtige Dokumente. Aus dem Vorjahr jedoch datiert ein Mandat Friedrichs, das sich im Archiv der Hansestadt Lübeck befindet.

Das älteste in Frankreich beschriebene Papier wird auf ca.1220 datiert. Im Süden des Landes finden sich in den Jahren 1248 bis 1275 in Notariatsakten Papiere. Nachweisbar ist die erste Papiermühle allerdings erst im Jahr 1338 in Troyes (Champagne), wenngleich man davon ausgeht, dass bereits im 13. Jahrhundert n. Chr. im Languedoc und in der Auvergne Papier produziert worden ist. Um 1260 setzt die Papierherstellung in Italien ein. In Oberitalien wurden Ende des 13. Jahrhunderts Quantität und Qualität der Produktion erhöht. Die Stärkeleimung wurde von der tierischen Leimung zunehmend verdrängt, starre Schöpfformen kamen mehr und mehr zum Einsatz.

Die Zerlegung der Lumpen wurde nun durch wasserkraftbetriebene Stampfwerke vorgenommen, so dass die Fasern feiner und gleichmäßiger wurden. Für Kanzleipapier wurden feine weiße Lumpen benutzt, für Konzeptpapier eine geringe Qualität herangezogen. Lupensammler (*Lumper, Hader*) brachten die Lumpen (weißes Leinen, Hanf, Flachs) zu den Mühlen, wo sie sortiert und gereinigt wurden. Der in einem Wasserbehälter ablaufende Faulprozess lockerte die Fasern auf, die dann im Stampfwerk in einem Zeitraum von ungefähr zwölf Stunden aus dem textilen Verband abgetrennt

wurden. Durch Rühren der Faseraufschwemmung in einem zweiten Prozess wurden sie in der Schöpfbütte zu gleichmäßigen Fasern verarbeitet. Das Sieb aus Bronzedrähten in einem Holzrahmen fand sich auf dem fertigen Papier wieder. Um dessen Herkunft kenntlich zu machen, wurde ein aus Draht geformtes Symbol auf dem Sieb befestigt, so dass an dieser Stelle die Papiermasse dünner blieb und so ein Wasserzeichen entstand. Heute sind sie ein wichtiges Indiz für Ort und Zeitraum der Papierherstellung, so dass man ggf. Schlussfolgerungen über das jeweilige Schriftstück ziehen kann.

Der Papierbrei wurde mit dem Sieb aus der Bütte geschöpft, durch das Entwässern entstand das Papierblatt, das dann auf Filz gedrückt (*gegautscht*) wurde. 181 Blatt Papier in 182 Filzen wurden in der Spindelpresse gepresst und danach getrocknet. Das Leimen erfolgte durch das aus Knochen und Gerbereiabfällen erstellte Leimwasser. Nun wurde das Papier noch geglättet, gefalzt, gezählt und verpackt. 24 Bogen bildeten 1 Buch, 20 Bücher ein Ries, 10 Ries einen Ballen.

Die erste deutsche Papiermühle entstand 1390 in Nürnberg, eine weitere 1393 in Ravensburg und schließlich in Norddeutschland 1420 in Lübeck. Die Verbreitung der Papierherstellung nahm in den folgenden Jahrzehnten deutlich zu: Um 1450 befanden sich Papiermühlen in zehn und um 1500 bereits in 60 Orten. Ihre Ansiedlung war abhängig von Wassernähe, Geldkapital sowie Handelsstraßen, da Papier eine Fernhandelsware war. Bis zum 16. Jahrhundert konzentrierte sich die Papierproduktion im Wesentlichen auf den oberdeutschen Raum. Die führenden Papiermühlen standen in Kempten, Ravensburg, Augsburg und Memmingen.

Mit dem Ende des 13. Jahrhunderts hatte sich Papier in Deutschland gegenüber dem Pergament durchgesetzt. Parallel dazu nahm die Schriftlichkeit rapide zu. Papier als kostengünstigeres Material entsprach diesem Bedürfnis und wurde zum Massenbeschreibstoff. Notizen, Rechnungen, Kopiare und sogar Urkunden selbst wurden nunmehr auf Papier verfasst. Die Herzöge von Österreich nutzten seit 1313, die Kanzlei Kaiser Ludwigs des Bayern seit 1314 und die Markgrafen von Brandenburg seit 1345 Papier. Seit dem 14. Jahrhundert sind, so kann man zusammenfassen, Privaturkunden von Fürsten auf Papier geschrieben worden. Nunmehr legten auch Städte ihre Bücher auf Papier an, 1310 das Prager Stadtbuch, 1312 das Bürgerbuch von Frankfurt am Main, 1359 das Stadtbuch Leipzigs. Festgehalten sei auch, dass ohne die intensive Papierherstellung sich der Buchdruck im 16. Jahrhundert nicht hätte durchsetzen können.

Zum Beschreiben von Papier wurde in China seit dem 3. Jahrhundert v. Chr. der Pinsel benutzt, später kam noch in der Antike das Schreibrohr hinzu. Diese biegsame Vogelfeder wurde erst Ende des 19. Jahrhunderts durch

maschinell geschaffene Stahlfedern abgelöst. 1887 wurde der Füllfederhalter erfunden, später kamen der Patronenfüllhalter sowie Faserschreiber und Kugelschreiberminen hinzu.

Malstoff war Tusche, die aus wasserlöslichen Mischungen von Ruß, Leimlösungen, Parfümzusätzen und Seifenbaumschotenaufguss besteht. Farbige Tuschen sind seit dem 10. Jahrhundert n. Chr. bekannt. Wasserfeste Tusche, die gerade für technische Zeichnungen benutzt wurde, setzt sich zusammen aus Ruß und einer wässrigen Schellacklösung. Die meisten in den Archiven überlieferten Unterlagen sind mit Tinte beschrieben worden. Schon in der Antike wurde Tinte aus Ruß, Leim und Eisenvitriol hergestellt. Purpurtinte war mit Kermesbeerenextrakten versehen, darüber hinaus waren auch Gold- und Silbertinten in Gebrauch. Seit dem 3. Jahrhundert n. Chr. gewann die Eisengallustinte an Bedeutung, die aus Eisensulfat, Leim oder Pflanzengummi mit einem Aufguss von Galläpfeln hergestellt wurde. Im Mittelalter wurden auch Tinten aus Dornenrinde gewonnen. Diese wurde gekocht und mit Wein eingedickt und getrocknet, über Kohlenfeuer mit Wein gelöst und mit Eisensulfat versehen. Dornentinten sind eher braun, Eisengallustinten schwarz. Leider neigen diese Tinten langfristig zum Verblässen bzw. zum Tintenfraß.

Die moderne Tintenherstellung begann 1855 mit der Entwicklung der Alzarintinte, die aus Tannin, Gerbsäure, Eisensulfat, Oxalsäure und Tintenblau besteht. Heute gibt es Urkunden-, Blauholz-, Chrontinten, Anilin- und Teerfarbstofftinten, Stempelkissentinten, wasserunlösliche Wäschetinten, Mineral-, Glas-, Metall- und Lithographietinten.

Mit der zweiten Hälfte 17. Jahrhundert verschlechterte sich die Papierqualität, da Alaun eingesetzt wurde und somit der Säuregehalt des Papiers zunahm. Seit 1785 konnten durch die Chlorbleiche (Chlorgas bzw. Chlorkalk) auch farbige Lumpen eingesetzt werden. Ab 1807 wurde beim Leimen saurer Harzleim und für die Fixierung Aluminiumsulfat eingesetzt. Dadurch verblieben Säurereste im Papier und die Fasern beinhalteten vielfach Schädigungen. Das so hergestellte Papier wies schon bei der Produktion einen sauren pH-Wert auf. Anders als die Hadernpapiere, die über Jahrhunderte halten, werden bei säurehaltigem Papier die Abbauprozesse enorm beschleunigt – sie zeigen schon bald eine starke Vergilbung und brechen schneller.

Der 1844 erfundene Holzschliff – Papier wurde nunmehr aus einem Drittel Hadern und zwei Dritteln Holzschliff produziert – trug ebenfalls dazu bei, dass die Papierqualität rapide abnahm. Durch die Chemikalien stieg der Säuregehalt des Papiers deutlich an. Diese vor allem zwischen 1850 und 1920 hergestellten Produkte stellen daher die am wenigsten haltbaren Erzeugnisse in der Geschichte des Papiers dar. Die kostengünstigere industrielle Herstellung des Papiers bedeutet heute insbesondere für Archive und Bibliotheken

ein riesiges Problem bei der Erhaltung ihrer Bestände. Leider wurde in den letzten drei Jahrzehnten in den Verwaltungen vielfach nicht alterungsbeständiges Recyclingpapier eingesetzt, das zumeist aus sehr minderwertigen Papieren recycelt worden und somit ebenso wenig haltbar ist. Immerhin hat sich in den letzten Jahrzehnten das Bewusstsein für die Papierqualität verändert – seit 1980 wird häufiger vor allem, neutral gebleichtes, säurefreies und bei besserer Qualität zudem holzfreies Papier hergestellt. Darüber hinaus ist der sorgfältige Umgang mit dem Schriftgut in jeder Phase wichtig – mechanische Schäden, Lichteinwirkung, Metall, Kunst- und Klebstoffe sind unbedingt zu vermeiden.¹⁷

2.7 Mikrofilm

Der Mikrofilm aus Cellulose mit Silberfilm-Beschichtung ist zwar kein originärer Beschreibstoff, er wird aber in Archiven und Bibliotheken zur Sicherung von Überlieferung eingesetzt. Schon frühzeitig wurden beschädigte oder in ihrem Erhalt gefährdete Unterlagen, wie z. B. Zeitungen, mikroverfilmt, um das Original, das weiterhin verwahrt wird, zu schonen. Darüber hinaus gibt es die Kassationsverfilmung, d. h. die Originale werden nach der Reproduktion vernichtet, z. B. weil sie aufgrund ihrer Fragilität nicht dauerhaft erhalten werden können.

Beim Mikrofilm geht man – die richtige Lagerung vorausgesetzt – von einer Haltbarkeit von ca. 500 Jahren aus. Der große Vorteil dieses Mediums ist es, dass die Informationen mit Hilfe eines Vergrößerungsgerätes relativ einfach wieder lesbar gemacht werden können. Daher wird es auch bundesweit im Rahmen des Kulturgutschutzes zur Langzeitsicherung der bibliothekarischen und archivischen Überlieferung herangezogen. Hintergrund dieser Maßnahme sind die Erfahrungen des Zweiten Weltkrieges, durch den nicht nur Millionen von Menschen ums Leben kamen, sondern auch in großem Maße einmaliges, wertvolles Kulturgut durch direkte Kriegseinwirkung ver-

17 Kälín, Hans B.: Papier. In: Lexikon des Mittelalters. Bd. 6 München 1993, Sp. 1664–1666; Stahlberg, S. 172–177. Vgl. zur Bestandserhaltung vor allem: Kobold, Maria u. Mocarski, Jana: Bestandserhaltung. Ein Ratgeber für Verwaltungen, Archive und Bibliotheken. Darmstadt 2010; Landesarchiv Nordrhein-Westfalen (Hrsg.): Grundsätze der Bestandserhaltung – Technisches Zentrum. Detmold 2008 (Veröffentlichungen des Landesarchivs Nordrhein-Westfalen 19); Verwahren, Sichern, Erhalten. Handreichungen zur Bestandserhaltung in Archiven; hrsg. von Mario Glauert (Veröffentlichungen der Brandenburgischen Landesfachstelle für Archive und Öffentliche Bibliotheken 1, Veröffentlichungen des Landesverbandes Brandenburg des Verbandes Deutscher Archivarinnen und Archivare e. V. 2). Potsdam 2005.

nichtet worden war. In der Zeit des Kalten Krieges wurden erneute bewaffnete Auseinandersetzungen, ja sogar mit Atomwaffen, nicht ausgeschlossen.¹⁸

Aufgrund der *Haager Konvention zum Schutz von Kulturgut bei bewaffneten Konflikten* von 1954 wird seitdem im Auftrage und auf Kosten des Bundes überall in Deutschland das schriftliche Kulturgut verfilmt. Ziel ist die Anferti- gung und Sicherung einer fotografischen Ersatzüberlieferung für den Fall der Vernichtung der ja in der Regel nur einmal vorhandenen Originale im Falle eines Krieges oder einer Katastrophe. Um bundesweit eine gewisse Einheit- lichkeit zu erreichen, sind die Verfilmungsverfahren und die einzusetzenden Geräte streng normiert. Die Auswahl der zu verfilmenden Archivalien ist nach Dringlichkeitsstufen geregelt, d. h. es gibt drei unterschiedliche Kategorien. Auch nach fast einem halben Jahrhundert werden immer noch die in Stufe eins eingeordneten Unterlagen verfilmt. Darunter fallen Bestände mit überre- gionaler Bedeutung vor 1800, die zugleich einen repräsentativen Querschnitt in zeitlicher, regionaler und sachlicher Hinsicht bieten. Verfilmt werden im- mer nur ganze Bestände, also alle Akten mit allen Seiten einer überlieferungs- bildenden Stelle. z. B. alle Akten der Deutschen Kanzlei in Kopenhagen. Da- durch bleibt der Gesamtzusammenhang der Überlieferung erhalten.

Im Landesarchiv Schleswig-Holstein sind seit 1967 drei Arbeitskräfte in der Sicherungsverfilmung beschäftigt, zwei für Schleswig-Holstein und eine für Hamburg, da seit 1997 dort auch die Akten des Staatsarchivs Hamburg verfilmt werden. Die Jahresleistung liegt bei etwa 450.000 Mikrofilmaufnah- men. Über 52 Millionen Aufnahmen wurden bislang in Schleswig-Holstein angefertigt.

Die Filme aus ganz Deutschland werden zentral in einen atombombensi- cheren Bunker mit höchster Sicherungsstufe – als einziges Objekt der Bun- desrepublik hat es drei Rauten – eingelagert, in den so genannten Oberrie- der Stollen, ein ehemaliges Bergwerk im Schwarzwald. Die verwendeten 35 mm-Silberfilme auf Polyesterbasis haben eine Haltbarkeit von etwa 1000 Jahren. Zusammen mit dem sicheren Aufbewahrungsort, dem Oberrieder Stollen, sind damit die Filme sicher vor Kriegseinwirkung und Katastrophen geschützt. Die Informationen können mit einfachen optischen Mitteln wie- der lesbar gemacht werden.

18 Hierzu und zum Folgenden: Schutz von Kulturgut bei bewaffneten Konflikten. Hrsg. vom Bundesamt für Zivilschutz. 4. Aufl. Bonn 1997. Für wichtige Informationen danke ich Dr. Elke Strang, Schleswig.

3. Überlieferung in der digitalen Welt

Das digitale Zeitalter, in dem wir leben, prägt alle Bereiche der Gesellschaft, selbstverständlich auch die öffentlichen und privaten Verwaltungen.¹⁹ Wir können immer schneller kommunizieren. Innerhalb von Sekunden schicken wir Texte und Abbildungen, vollständige Bücher und komplette Filme – also Dokumente großen Umfangs – um die ganze Welt.²⁰ Unser Alltag ist heute nur noch schwer ohne Computer, E-Mail, SMS und Internet möglich. Innerhalb weniger Jahre hat sich überall auf der Erde eine einschneidende Veränderung vollzogen. Diese hat auch Auswirkungen auf unsere Überlieferung und deren langfristige Sicherung. Welche Unterlagen, die wir heute auf unseren Computern, CD-ROMs, USB-Sticks, mobilen Endgeräten und externen Festplatten gespeichert haben, werden in zehn, zwanzig, fünfzig oder einhundert Jahren noch vorhanden und lesbar sein? Und wie werden sie ausgewertet werden können?²¹

Elektronische Dokumente unterscheiden sich von herkömmlichen Papierdokumenten vor allem durch ihre Volatilität. Die Ende der sechziger Jahre des 20. Jahrhunderts aufkommenden Floppy Discs als Speichermedium der Computer wurden bis in die neunziger Jahre genutzt. Die von 1976 bis ins 21. Jahrhundert gebräuchliche VHS-Kassette hält gut 30 Jahre. Die Compact-Disc, die 1981 aufkam, hält zehn bis zwanzig Jahre, je nach Qualität in der Herstellung und Lagerung. Seit dem Jahr 2000 werden vor allem USB-Sticks und SD-Speicherkarten verwendet, deren Haltbarkeit auf zehn bis dreißig Jahre eingestuft wird. Als Medien der Zukunft zur Speicherung von In-

19 Zum Folgenden: Hering, Rainer: Archivieren in der digitalen Welt. In: Schleswig-Holstein. Die Kulturzeitschrift für den Norden Mai/Juni 2014, S. 28–29; ders.: Change Management und Archive. Archivische Aufgaben im Rahmen der Implementierung von Dokumentenmanagementsystemen in der Verwaltung – Das Beispiel ELDORADO in Hamburg. In: Digitales Verwalten – Digitales Archivieren. 8. Tagung des Arbeitskreises „Archivierung von Unterlagen aus digitalen Systemen“ in Hamburg. Hrsg. von Rainer Hering und Udo Schäfer (Veröffentlichungen des Staatsarchivs der Freien und Hansestadt Hamburg, 19), Hamburg 2004, S. 167–182; ders.: Digitale Welt – digitale Quellen. Herausforderungen für die historische Forschung. In: Blätter für deutsche Landesgeschichte 147 (2011 [2012]), S. 149–158; ders.: Archive in Schleswig-Holstein – Überlieferungssicherung im Verbund. In: Die Gemeinde. Zeitschrift für die kommunale Selbstverwaltung in Schleswig-Holstein 69. Jg. Heft 4/2017, S. 99–103; Pingel, Wulf: Digitale Archivierung als Herausforderung. In: Ebd., S. 103–108.

20 Vgl. Digitalisierungsbericht 2015. Digitale Weite, analoge Inseln – Die Vermessung der Medien Welt. Hrsg. von den Medienanstalten-ALM GbR. Berlin 2015.

21 Zum Folgenden vgl. Neuroth, Heike; Oßwald, Achim; Scheffel, Regine; Strathmann, Stefan; Jehn, Mathias (Hrsg.): nestor Handbuch. Eine kleine Enzyklopädie der digitalen Langzeitarchivierung. Version 2.0 Juni 2009. Boizenburg 2009, bes. Kapitel 8 (o. P.).

formationen sind die Holographic Versatile Disc (HDV), ein holographisches Speichermedium, das durch einen Laser beschrieben und gelesen wird, sowie eine biologische Speicherung bzw. DNA-Speicherung im Gespräch.

Doch diese im Vergleich zu Papier und Pergament kurze Haltbarkeit ist nicht das einzige Problem. Elektronische Dokumente sind per se virtuell und können ohne technische Hilfsmittel weder wahrgenommen noch gelesen werden. Die digitalen Informationen sind als Bits auf Datenträgern gespeichert. Diese Informationseinheit Bit hat entweder den Wert 0 oder den Wert 1. Eine gewisse Menge dieser Nullen und Einsen nennt man Bitstream. Über die Lebensdauer dieser Bitstreams kann man noch keine verlässlichen Aussagen treffen. Wenn man einen Bitstream nicht mehr korrekt interpretieren kann, dann ist die Information verloren, auch wenn die eigentlichen Daten, also der Bitstream selbst, noch physisch vorhanden ist.

Erforderlich sind zum einen eine spezielle Hardware, also z. B. ein Computer, Laptop, Notebook etc., zum anderen eine spezifische Software – also entsprechende Programme bzw. Programmversionen, wie z. B. Wordperfect, Word, Adobe Acrobat Reader etc. –, die die digitalen Objekte als konzeptuelle Objekte erst oder wieder nutzbar werden lässt.

Wie geht man mit dieser komplexen, ja komplizierten Situation um? Muss man diese Daten wirklich dauerhaft erhalten? Im privaten Bereich, auch in der Privatwirtschaft, sind die Aufbewahrungsfristen überschaubar, zumeist sind es die zehn Jahre, die das Steuerrecht vorgibt. Ein solcher Zeitraum ist mit den genannten digitalen Speichermedien problemlos zu gewährleisten. Doch im öffentlich-rechtlichen Bereich gelten andere Fristen, da ja die Rechtssicherung für die jeweiligen Behörden wie die der Bürgerinnen und Bürger über Jahrhunderte zu gewährleisten ist. Die Personenstandsunterlagen oder die Eintragungen in den Grundbüchern haben auch nach mehr als einhundert Jahren noch Rechtskraft und werden im archivischen Alltag oft für rechtliche Zwecke vorgelegt. Die öffentlichen Verwaltungen arbeiten immer mehr mit elektronischen Akten und digitalen Verfahren, z. B. bei der Registerführung in den Gerichten. E-Governmentgesetze schreiben die medienbruchfreie Bearbeitung im Geschäftsgang vor. Von daher ist ein Ausdruck auf alterungsbeständigem Papier keine Alternative, zumal dies bei Datenbanken und komplexen Umweltdaten gar nicht möglich ist, weil bestimmte Informationen nur im Moment der digitalen Recherche existieren.

Es gibt also keine Alternative zur dauerhaften Speicherung digitaler Unterlagen, auch wenn sie sehr kostspielig ist. Zur Sicherung gegen äußere Einflüsse müssen die Daten in mehrfacher Kopie räumlich getrennt auf mindestens zwei unterschiedlichen Trägertypen internationalen Standards gemäß aufbewahrt werden.

Derzeit geht man davon aus, dass ein Terrabyte Speichervolumen etwa 10.000 bis 30.000 € Kosten pro Jahr verursacht. Eine eindeutige, allseits akzeptierte technische Lösung gibt es nicht. Diskutiert werden die Verfahren der Migration der Daten etwa alle fünf Jahre, der Emulation – des künstlichen Erzeugens der ursprünglichen Umgebung – oder das Vorhalten aller Geräte und Programme in einer Art Computermuseum. Die Hardware sollte vor Licht geschützt werden – ideal ist ein Helligkeitswert von 50 Lux. Die Raumtemperatur sollte unter 20° C, die relative Luftfeuchtigkeit unter 50 Prozent liegen. Dadurch werden der Zerfall von Plastik und Gummi verlangsamt und die Wahrscheinlichkeit von Korrosion gesenkt.

Darüber hinaus wird erwogen, die digitalen Daten auf dem langhaltbaren Mikrofilm auszubelichten. Bei Bedarf können sie später über einen Scanner wieder redigitalisiert werden. Ein wesentlicher Vorteil dieses Verfahrens ist, dass die als Bilder gespeicherten Informationen nicht in neue Formate überführt werden müssen. Zudem sind die Erhaltungskosten relativ gering. Dennoch werden an die Ablagestruktur der Primär- und der Metadaten bestimmte Anforderungen für eine spätere Redigitalisierung gestellt. Zudem muss mit einer Fehlerquote gerechnet werden.

4. Schlussfolgerungen

Betrachtet man die drei eingangs benannten Aspekte der unterschiedlichen Speichermedien Haltbarkeit, Zugänglichkeit und Ordnung, so lässt sich festhalten, dass Stein und Metalle, gefolgt von Pergament die längste Haltbarkeit aufweisen, allerdings auch kostspielig und daher nur für wenige zugänglich waren bzw. sind. Papier ist, wenn es säurefrei ist, ebenfalls lange haltbar, zudem ist es heute kein Kostenfaktor mehr, es steht also nahezu allen zur Verfügung. Alle diese Speichermedien lassen sich klar strukturiert ordnen und im Kontext überliefern. Digitaler Speicherplatz an sich ist zweifelsohne besonders kostengünstig, die so festgehaltenen Inhalte, egal ob Text, Ton, Bild oder Film, sind schnell zu duplizieren und einfach durch das Internet zu verbreiten – vorausgesetzt, dass Empfänger wie Sender über eine entsprechende technische Ausstattung verfügen. Digitale Dateien sind im Prinzip leicht zu ordnen, allerdings verleitet ihre große Zahl im Alltag dazu, sich wenig Gedanken über die Anordnung und Aufbewahrungsstruktur zu machen. Dadurch gehen die für die Interpretation wichtigen Kontexte verloren. Zudem kann eine Datei schnell gelöscht oder verändert werden – und ihre Sicherung über einen Zeitraum von mehr als fünf oder zehn Jahren erfordert sehr hohe Investitionen. Mittel- oder gar langfristige Überlieferungssicherheit zu garantieren, ist bei diesem Medium wahrlich nicht einfach.

Dieser Überblick über die Formen der menschlichen Überlieferungssicherung hat weiterhin deutlich werden lassen, dass wir aktiv werden und bleiben müssen, wenn wir mittel- und langfristig unsere rechtliche, kulturelle und historische Überlieferung sichern wollen. Dazu müssen entsprechend ausgestattete Archive, Bibliotheken und Museen vorhanden sein – gerade im Blick auf die digitale Überlieferung. Dorthin müssen die aufbewahrungswürdigen Unterlagen gelangen und den jeweiligen fachlichen Anforderungen gemäß gesichert werden.

Schadensprävention ist die wirtschaftlichste Methode der Bestandserhaltung, doch sie ist unspektakulär und findet daher in der Öffentlichkeit nur wenig Aufmerksamkeit. Aber sie ist notwendig, wenn wir unser Rechts- und Kulturgut in Wangels, in Ostholstein, in Schleswig-Holstein und darüber hinaus dauerhaft erhalten wollen. Dafür sind entsprechende Räumlichkeiten, Sachmittel und vor allem das notwendige qualifizierte Fachpersonal erforderlich. Sonst droht bereits mittel-, erst recht aber langfristig ein Verlust einer einmaligen Überlieferung.

Wenn wir also in dreitausend Jahren noch Spuren unserer Gegenwart überliefert wissen wollen, müssen wir aktiv werden und auf verschiedenen Ebenen mehr investieren als bisher. Doch das sollten wir uns Wert sein.

Der Weg Schleswig-Holsteins zur preußischen Provinz

Zum besseren Verständnis der hier zu Grunde liegenden Entwicklung möchte ich mit dem Tode des Grafen Adolf VIII. von Schauenburg im Jahre 1459 beginnen. Er starb kinderlos. Damit erlosch die Grafenlinie der Schauenburger, die Schleswig und Holstein regiert hatte. König Christian I. von Dänemark, sein Neffe, hatte Anspruch auf das Herzogtum Schleswig, das zum Dänischen Staatsverband gehörte. In der Grafschaft Holstein galt das Recht des *Heiligen Römischen Reiches*, nach dem die Erbfolge nach Erstgeburt im Mannesstamm geregelt war. Graf Otto von Schauenburg-Pinneberg wäre der rechtmäßige Nachfolger gewesen.

Mit der Realisierung wäre die gewachsene Einheit von Schleswig und Holstein aufgelöst worden. Die Ritterschaft suchte deswegen nach einer vertraglichen Lösung, die die Einheit wahrte und ihre Rechte garantierte und mehrte. König Christian, der naturgemäß an der Festigung seiner Position in der Ostsee interessiert war, sicherte den Holsteiner und Schleswiger Adeligen und der hohen Geistlichkeit zu, ihre Privilegien und Rechte anzuerkennen und zu beachten. Mit Otto von Schauenburg-Pinneberg einigte er sich auf eine finanzielle Ablösung seiner Rechte.

Das Wahlgremium traf sich im März 1460 in Ripen, es einigte sich darauf, Christian zu wählen. Der Gewählte sicherte der Ritterschaft die Wahrung aller überkommenen Rechte zu und übertrug ihr Güter im Herzogtum Schleswig und in der Grafschaft Holstein. Der Adel stärkte so seine Machtstellung und seinen Einfluss erheblich. Die Verwaltung der Herzogtümer sollte nicht durch die dänische Krone unmittelbar, sondern durch getrennte Behörden und Ämter geschehen. Christian I. war also in Personalunion zugleich Dänischer König, Herzog von Schleswig und für das Reichslehen Holstein Landesherr des *Heiligen Römischen Reiches*. Kaiser Friedrich III. bestätigte diese Lösung und erhob Holstein 1474 zum Herzogtum.

In Ripen wurde die Einheit von Schleswig und Holstein vertraglich festgelegt, „Dat se blieden ewich tosamende ungedeelt!“ Diese Einheit war durch Wahl und nicht durch dynastische Erbfolge gesichert. Die Nachfolger Christians mussten folglich je als Herzöge von Schleswig und Holstein durch die Stände der vereinigten Herzogtümer bestätigt werden. Die Politik der Schau-

enburger, die auf die Lösung Schleswigs aus dem dänischen Staatsverband gerichtet gewesen war, wurde also konterkariert.

Ab dem 16. Jahrhundert wurde das durch Wahl begründete Recht wiederholt gebrochen. Dynastische Interessen führten in Schleswig und Holstein zu Erbteilungen, die vom dänischen König gesetzt wurden und von den Ständen stillschweigend hingenommen oder auch nach Protesten gebilligt wurden. Das Land zwischen den Meeren wurde zu einem Flickenteppich von Einzelherrschaften, unter denen das Haus Gottorf eine herausragende Bedeutung gewann. Obwohl der Vertrag von Ripen seine Grundlage verlor, hielt die Einheit Schleswig-Holsteins zunächst bis ins 19. Jahrhundert.

Johann Hartwig Ernst von Bernstorff, ein Enkel des Hannoverschen Premierministers Andreas Gottlieb von Bernstorff, des Nachfolgers von Franz Ernst v. Platen in dieser Funktion, war ab 1751 Staatskanzler und Vorsteher der Deutschen Kanzlei und zugleich Außen- und Handelsminister in Kopenhagen. Bernsdorff war pietistisch erzogen worden und sein Leben lang war er mit Matthias Claudius, Friedrich Leopold und Christian zu Stolberg-Stolberg verbunden, eine enge Freundschaft pflegte er mit Klopstock.

Sein politisches Handeln zeugt von aufklärerisch nüchternem Denken. Es gelang ihm, Ruhe und Frieden zu sichern, indem er dafür sorgte, dass der dänische Gesamtstaat sich in den europäischen Auseinandersetzungen neutral verhielt. In Verhandlungen gelang es, die vom russischen Zaren in Personalunion regierte Gottorfer Herrschaft gegen Oldenburg und Delmenhorst zu tauschen. Der Vertrag wurde in Zarskoje-Selo 1767 geschlossen. Schleswig und Holstein waren wieder zu einem einheitlichen Gebilde geworden. Zarin Katharina II. stimmte zu, weil ihr offenbar an geordneten Verhältnissen im Norden gelegen war.

In einer über 40 Jahre währenden Friedenszeit, die von Historikern als Goldenes Zeitalter bezeichnet wird, konnten sich Wohlstand und Vertrauen im dänischen Gesamtstaat entfalten. Kultur, Kunst und Wissenschaft blühten, viele Herrenhäuser, besonders im Osten Schleswig-Holsteins wurden erweitert oder neu gebaut und Kirchen vergrößert.

Diese positive Entwicklung wurde unterbrochen, als König Christian VII. geisteskrank wurde. Der Arzt Johann Friedrich Struensee übernahm die Behandlung. Er genoss das volle Vertrauen der Königin, wurde zum Geheimen Kabinettsminister ernannt und setzte 1770 die Entlassung des verdienten Politikers Bernstorff durch. Struensee war ein entschiedener Aufklärer, der in kurzer Zeit einige hundert Gesetze zu Reformen des Staatswesens, von Wirtschaft und Gesellschaft auf den Weg brachte. Er führte, um nur diese Beispiele zu nennen, die Pockenschutzimpfung ein, erließ eine Hebammenordnung und befahl die Einrichtung von Hospitälern. Die begonnene Agrar-

reform wurde fortgeführt und die Bauernbefreiung eingeleitet. Es gibt kaum ein Gebiet, auf dem er nicht tätig geworden wäre. Verhängnisvoll war die Aufhebung des staatlichen Schutzes des Merkantilsystems. Damit trieb Struensee Dänemark in den Bankrott mit fatalen Folgen, unter denen die Menschen des Gesamtstaates jahrelang leiden mussten. Die Währungen der Herzogtümer wurden abgewertet und da die Vorratshaltung vernachlässigt war, verarmte die Bevölkerung. Durch eine drastische Teuerung lag Dänemark wirtschaftlich am Boden. Ausgerechnet die von ihm eingeführte Pressefreiheit wurde Struensee zum Verhängnis. Sein Liebesverhältnis zur Königin wurde publik, er wurde gefangen gesetzt, wegen Majestätsbeleidigung, Anstiftung zu Gewalt und persönlicher Bereicherung angeklagt und hingerichtet. Die zweijährige Regierung Struensees findet in historischen und publizistischen Veröffentlichungen ein sehr unterschiedliches Echo. Höchstes Lob seiner Weitsicht und seines gesellschaftlichen Engagements steht gegen kritische Bewertungen seiner überhasteten und ökonomisch fatalen Entscheidungen.

Andreas Peter von Bernstorff, ein Neffe des ausgeschiedenen Ministers gleichen Namens, wurde 1773 Staatsminister des Äußeren und Leiter der Deutschen Kanzlei, die für Schleswig-Holstein zuständig war. Er förderte Handel und Schifffahrt und stärkte die Manufakturen. In Schleswig und Holstein wurde die Leibeigenschaft aufgehoben. Dänemark und mit ihm auch Schleswig und Holstein entwickelten sich zu einem prosperierenden Staatswesen.

Nach Unruhen um das sogenannte Indigenatsgesetz, das festschreiben sollte, Ämter nur an in Dänemark Geborene zu vergeben, legte Bernstorff im Jahre 1780 seine Ämter nieder. Das neue Gesetz war von dänischem Nationalbewusstsein getragen. Als durch königlichen Erlass Dänisch als Amtssprache in Kirche und Verwaltung festgesetzt und Dänisch beim Militär als Kommandosprache eingeführt wurde, regte sich Unruhe in Holstein und Schleswig. Gerüchte kursierten, dass die dänische Sprache in ganz Schleswig-Holstein verbindlich werden sollte.

Als Antwort auf die dänischen Aktivitäten begann auch in Schleswig-Holstein die nationale Entfaltung. Frauen nähten seidene Fahnen in den Farben Blau Weiß Rot, sie wurden fröhlich hin und her geschwenkt und mussten schnell eingerollt werden, wenn Wachtmeister auftraten. Die Regierung wollte ein Übersäumen der nationalen Begeisterung vermeiden. Der Organist im Schleswiger Dom komponierte die Schleswig-Holsteinische Hymne mit aufreizender Melodie und stolzen Versen. Sogar auf dem Hambacher Fest in der Pfalz im Jahr 1832 wurden die Fahnen geschwenkt und die Hymne gesungen. Immer lauter verlangten die deutschstämmigen Schleswig-Holsteiner Selbstbestimmung und Freiheit von Dänemark, die Dänischstämmigen dagegen den Anschluss an Dänemark.

Der Übergang zu einer neuen Epoche war durchdrungen von nachwirkenden Ideen der Aufklärung und von revolutionärem Geist, der sich mit nationalem Denken verband. Das Auseinanderdriften von Dänemark und den vereinigten Herzogtümern entzündete sich neu an der Frage der weiblichen Erbfolge für den dänischen Königsthron, stand doch gegen diese Regelung das für Holstein geltende Recht der männlichen Nachfolge. Die Proteste der Ständeversammlung im Jahre 1848 wurden durch die von Frankreich und Deutschland herüber schwappende Revolutionsbewegung befeuert. Die Versammlung beschloss eine Loslösung von Dänemark, setzte eine provisorische Regierung ein und beantragte die Aufnahme in den Deutschen Bund, die von Berlin und auch von der Frankfurter Paulskirchenversammlung befürwortet wurde. Preußisches Militär rückte bis nach Jütland vor, doch kam es auf Drängen der Großmächte, insbesondere Russlands, 1850 zu einem Waffenstillstand. Die anschließenden Versuche der Herzogtümer, sich ohne Beistand zu befreien, scheiterten. Der dänische Staatsverband wurde restituiert und Dänemark setzte seine Restaurationspolitik fort, die mit einem neuen Sprachengesetz, Einschränkungen der Pressefreiheit und Entlassung aufmüpfiger Beamter einherging. Tägliche Willkürakte der Polizei verschärften die Lage.

Ein entscheidendes Ereignis der weiteren Entwicklung stellt die 1863 in Kopenhagen verkündete Revision der Verfassung dar, nach der die Eigenständigkeit Schleswig-Holsteins weiter beschnitten wurde. Auf Drängen Bismarcks erklärte der Deutsche Bund Dänemark den Krieg und beauftragte Österreich und Preußen mit der Durchführung. An den Düppeler Schanzen kam es 1864 zur Entscheidung. Christian IX. von Dänemark musste auf die Herzogtümer verzichten, Preußen übernahm die Verwaltung Schleswigs, Österreich die Holsteins. Nach der Niederlage Österreichs im folgenden Krieg mit Preußen wurde Schleswig-Holstein am 12. Januar 1867 preußische Provinz. Die im Ripener Vertrag begründete Einheit Schleswig-Holsteins wurde auf anderer Grundlage und unter geänderten Bedingungen erneuert.

Eine tiefgreifende Reform der Verwaltung, des Rechtswesens und der Besteuerung folgte. Die Einführung einer dreijährigen Militärpflicht berührte auch die Ärmsten im letzten Winkel des Landes. Förderung der Industrie, Gewerbefreiheit und wirtschaftliche Freizügigkeit, der Ausbau des Eisenbahn- und Straßennetzes, schließlich auch der Bau des Kaiser-Wilhelm-Kanals setzten eine finanzielle Erholung des Landes in Gang. Dampfmaschine und Kunstdünger ermöglichten eine erhebliche Steigerung der Agrarproduktion und der Ausbau der Milchwirtschaft bestimmte die Arbeit auf dem Lande. Mit der Gründung des Deutschen Reiches im Jahre 1871 wurde Schleswig-Holstein mit allen positiven und negativen Folgen Teil des Deutschen Reiches.

Wie erlebte der Gutsbezirk Weissenhaus die bewegenden Zeiten? Die schwierige wirtschaftliche Lage ergriff immer wieder alle zum Dänischen Gesamtstaat gehörigen Gebiete. Auch in den holsteinischen Gütern mussten sich die Grundherren an der Verhinderung des Staatsbankrotts finanziell beteiligen, die Mittel waren knapp und die Gutsangehörigen lebten in Armut. Da die dänische Regierung als Verursacher galt, führte dies zu einer Ablehnung aller Versuche der Dänisierung und der Unterstützung vielfältiger nationaler Bestrebungen. Niemand dachte daran, die dänische Sprache zu erlernen und sie als Kirchensprache überhaupt in Betracht zu ziehen. Die eigenen deutschen Fest- und Feiertage wurden mit Begeisterung gefeiert, die dänischen schlichtweg ignoriert.

Die Organisation nationaler Vereine ging auf den Gütern meist von den Schullehrern aus. In Weissenhaus trat der Lehrer Markus Mester 1829 seine Stelle an. Er folgte den Ideen der Aufklärung und erklärte den Insten, Kättern und Hufnern, dass sie mit dem Frondienst um ihr Lebensglück gebracht würden. Sie sollten sich mit Streik und Arbeitsverweigerung gegen Willkür und Einschränkungen wehren. Der Lehrer gründete den Volksbelehrungsverein für erwachsene Hufenpächter, Insten und Kätner. Der Verein tagte zweimal in der Woche abends in der Schulklasse. Dort las Mester aus der Zeitung und trug seine politischen Vorstellungen vor.

Der Hansühner Pastor Göttig hält in seinen Aufzeichnungen für das Jahr 1848 fest: „Mester stellte sich an die Spitze der Insten, nannte sich und wurde genannt – Instenkönig –, hielt Volksversammlungen, und mit populärer Beredsamkeit begabt, vielfache Reden an das Volk.“ Mester hatte Verbindungen mit allen Gütern Ostholsteins und war eine Zeitlang ein einflussreicher Mann dieser Gegend. Auch wurde er von den Insten zum Mitglied der Schleswig-Holsteinischen Landesversammlung in Kiel gewählt. Viele Anhänger Mesters folgten seinen politischen Ideen und wanderten nach Amerika aus. Nur wenige fanden dort ihr Glück, die meisten erwarteten dort Armut und prekäre Verhältnisse. Über 30 Auswanderer aus dem Gutsbezirk Weissenhaus hinterließen dort eine schmerzliche Lücke. Die fehlenden Arbeitskräfte wurden bis zum Ersten Weltkrieg teilweise durch polnische Wanderarbeiter ersetzt, die jährlich während der Erntezeit bis zum Herbst in der so genannten *Kaserne* neben der Gärtnerei wohnten. Mester selbst war weder als Politiker noch als Schullehrer langfristig erfolgreich.

Die Idee des Nationalen hatte sich jedoch festgesetzt. Als die Loslösung von Dänemark mit der Schlacht an den Düppeler Schanzen gelang, war die Begeisterung auf den Gütern groß. Als Schleswig-Holstein damit preußische Provinz wurde, änderte sich zunächst einmal die Verwaltungsstruktur. Die Gutsbezirke wurden zugunsten einer zentralen Verwaltung aufgelöst, einhei-

mische Beamte durch preußische ersetzt. Öffentlich-rechtliche kommunale Aufgaben waren den Gutsherren entzogen, sie wurden nun von den Gemeinden übernommen.

Nach dem so genannten Glücksatlas haben die Schleswig-Holsteiner 2017 zum fünften Mal ihren Spitzenplatz als glücklichste Deutsche verteidigt.¹ Wer mag, kann dies als Beweis dafür nehmen, dass sich die Trennung von Dänemark wirklich gelohnt hat.

1 Vgl. Kieler Nachrichten 07.11.2017.

Erklinge Lied dem Edlen Platen! **Gelegenheitsdichtungen aus dem Archiv der Grafen v. Platen**

Familienfeiern und Jubiläen fordern nicht selten einzelne Gäste heraus, geplant oder überraschend den Anlass und den oder die zu Ehrenden vor der Festgemeinschaft mit einem Gedicht zu würdigen. Ganz gleich, ob diese Gedichte pathetisch, humorvoll, grenzwertig peinlich oder gekonnt gereimt sind: Gelegenheit macht Dichter. Im Folgenden soll die lange und wechselvolle Tradition der Gelegenheitsdichtung anhand einiger Funde aus dem Archiv der Grafen v. Platen aufgezeigt werden.

Die Anlässe zu dieser Art von Dichtung sind vielfältig, persönliche Feierlichkeiten wie Geburten, Geburts- und Namenstage, Hochzeiten, Genesung von schwerer Krankheit und Beerdigungen sind ebenso Gelegenheiten wie kriegerische oder akademische Erfolge, Rangerhöhungen, Abschied und Heimkehr oder der Beginn eines neuen Jahres. Hinzu kommen Ehren- und Dankgedichte und Fürstenpreis.

Wie so vieles, hat auch die Gelegenheitsdichtung ihre Wurzeln in der Antike. Herrscherlob ist Teil der öffentlichen Kommunikation und repräsentiert die Eigenschaften und Taten des auf diese Weise Geehrten, oft verbunden mit Exkursen zu politischen oder allgemeinen Themen. Diese Gedichte bieten die Möglichkeit, dauerhaft an eine Person und das mit ihr verknüpfte Ereignis zu erinnern, um Nachruhm zu sichern. Wie die Gerichtsrede und die politische Rede gehört Panegyrik in den Bereich der Rhetorik und folgt ausgefeilten Regeln, die die Gliederung und die Verwendung bestimmter Topoi, d. h. wiederkehrender Argumentations- und Sprachmuster, vorgeben.

Im Mittelalter wird Gelegenheitsdichtung eher randständig genutzt, Herrscherlob in lateinischer Sprache und in rhetorisch ausgefeilter Manier spielt keine zentrale Rolle in der Darstellung von Hof und Adel. Erst mit der Rückbesinnung auf die Antike während der Renaissance wird Gelegenheitsdichtung wieder aktuell und schließlich in der Barockzeit zu einem neuen Höhepunkt geführt. Dichten und dabei die Kunst der Rhetorik anwenden zu können ist ein Ausweis von Bildung. Rhetorik und Poetik sind zu dieser Zeit an den Universitäten bedeutende Fächer mit praktischem Nutzen, ist es doch für Akademiker unerlässlich, sich mit Reden und Gedichten als hof-

fähig auszuweisen, wenn sie begehrte und gut dotierte Ämter anstreben. Da die deutsche Sprache seit dem 17. Jahrhundert zunehmend das Lateinische als Universitäts- und Amtssprache ablöst, werden die Regeln der Rhetorik nun auch auf das Deutsche angewendet. Wie zu römischer Zeit gehört der Vortrag von Gelegenheitsdichtung zur öffentlichen Kommunikation und ist, streng protokollarisch inszeniert, in die Zeremonie des Hofes eingebunden. Gedichte anlässlich eines persönlichen oder offiziellen Feiertages dienen dem Adressaten und dem Dichter gleichermaßen und gehören zu der umfassenden Ökonomie des Schenkens, die dem Motto *do ut des* (*ich gebe, damit du gibst*) folgt, und bis weit in die Frühe Neuzeit das politische Geschehen bestimmt. Der von einem Rangniedrigeren Geehrte erfährt durch den Vortrag der ihm gewidmeten Verse die Bestätigung seines Standes und die Anerkennung seiner Bedeutung und seiner Taten, die noch einmal vor aller Augen und Ohren bekundet und, da in der Regel ein Druck des Werkes folgt, der Nachwelt überliefert werden. Der Verfasser des Gedichts vergegenwärtigt öffentlich die bestehenden Herrschaftsverhältnisse, akzeptiert die Normen und Werte der Hofgesellschaft, in deren Gepflogenheiten er sich einfügt, und demonstriert seine rhetorischen Fähigkeiten, seine Bildung und seine Eignung und Würde, im Kontext des Hofes Beachtung zu finden.¹ Mit Lob, guten Wünschen, Dank für erwiesene Wohltaten und dem Wunsch auf fortwährende Unterstützung verpflichtet er den so Gelobten zu weiteren Gunstbezeugungen.

Im Archiv der Grafen v. Platen haben wir vier Gelegenheitsgedichte aus der Barockzeit gefunden. Sie sind Graf Franz Ernst v. Platen Hallermund gewidmet, der als geheimer Rat und erster Minister sowohl für zivile Fragen als auch für die Außenpolitik in der Regierung des Hannoveraner Kurfürsten Ernst August zuständig war. Als General-Erb-Postmeister unterstand ihm das Postwesen im Herzogtum Braunschweig-Lüneburg und nach der Belehnung mit der Grafschaft Hallermund gehörte er zum einflussreichen Kreis der Reichsgrafen. In Hannover residierte er im Schloss Linden, dessen Garten er so prachtvoll hatte anlegen lassen, dass er mit den Herrenhäuser Gärten des Herzogs konkurrieren konnte.

Das älteste Beispiel dieser Gelegenheitsgedichte wurde 1687 verfasst, wenn man dem Chronogramm auf der ersten Seite Glauben schenkt.² Als Verfasser ist Joannes Matias Lubrecht aus Osnabrück angegeben, weiter-

1 Vgl. Droste, Heiko: Das Kasualgedicht des 17. Jahrhunderts in sozialhistorischer Perspektive. In: Keller, Andreas; Lösel, Elke; Wels, Ulrike u. Wels, Volkhard: Theorie und Praxis der Kasualdichtung in der Frühen Neuzeit. Amsterdam, New York 2010, S. 129–125. (= Chloe. Beihefte zum Daphnis. Band 34), hier S. 137.

2 Vgl. Archiv der Grafen v. Platen: 2-II-b-02 1687-00-00 Gedicht ‚Signa gentilitia‘ von Joannis Matias Lubrecht an Franz Ernst von Platen – Druck.

führende Informationen zu seiner Person ließen sich bisher nicht ermitteln. Auch der konkrete Anlass dieses lateinischen Gedichts ist nicht übermittelt. Das Frontispiz zeigt einen gekrönten Löwen, der, mitten im Wald, auf einem baumstammähnlichen Sockel stehend, ein Zepter fest in der Hand hält. Ein Schriftband über seinem Haupt weist ihn als Fürsten der Waldbewohner aus. Ihm gegenüber stehen im Halbkreis ein Bär, ein Hirsch, ein Dromedar, ein Fuchs, ein Hase, ein Elefant, ein Stier und ein Pferd. Der Löwe steht für den Edlen Herrn Franciscus Ernestus v. Platen, der als Marschall und erster Geheimer Rat des Bischofs von Osnabrück und Herzogs von Braunschweig und Lüneburg angesprochen wird. Das Lob auf ihn nimmt Ausgang von seinem Wappen, das der ersten Gedichtseite gegenüber abgebildet ist. Es ist das alte Platensche Wappen, bei dem die drei Rosen, die die Grafschaft Hallermund symbolisieren, noch fehlen. Das Gedicht umfasst sechs Teile, in denen jeweils ein Element des Wappens hinsichtlich seiner Bedeutung für die Größe und Tugend Franz Ernsts ausgedeutet wird. Die Kronen stehen für das gesamte Wappen, das königlichen Geist ausstrahlt, der seine Arbeit im Rat und das Bestreben, der Krone Gewinn zu bringen, prägt. Die Flaumfedern verbergen das harte Holz, aus dem er geschnitzt ist, denn nach außen wirkt er leicht, obwohl er stark wie Hartholz ist. Zudem verkünden diese Federn seinen Ruf, indem sein goldener Ruhm aus ihnen weht. Die drei Pfeile deutet der Verfasser als Symbole für Lüneburg, Braunschweig und Celle, deren Einheit Franz Ernst geschaffen hat, um den Weg für Großes zu bahnen. Im vierten Teil wird die majestätische Stärke des Löwen hervorgehoben, die Franz Ernst zukommt, weil er von Löwen abstammt. Schon sein pommerscher Vater trug die sächsische Löwenkraft in sich, die durch die Stärke und den Großmut der Grafen v. Alvensleben, denen seine Mutter zugehörte, erhöht wird. Die Sterne schließlich zeigen, dass der Marschall sein Licht in der Finsternis leuchten lässt und damit, den Sternen gleich, mit seinem Geist Orientierung bietet, damit Hannovers Politik ein klarer Weg gewiesen wird. Die Katzenköpfe stehen für das Bemühen, den Feinden Hannovers Schaden zu bringen, damit sie abgewehrt werden können. Das Gedicht endet mit dem Wunsch, dass alle Zeit das Glück mit dem Geehrten sein möge.

Ein zweites Gedicht stammt von Andreas Christoph Augspurg, der von 1697 bis 1717 Rektor des Lyceums in Hannover war und dort eine neue Schulordnung einführte. Er widmet die deutschen Verse dem „Hochgebornen Herrn Franz Ernst des Heiligen Römischen Reichs Grafen und Edlen Herrn von Platen, Churfürstlich Braunschweigisch Lüneburgisch hochverordneten Ersten Geheimen Rath, Erb-General-Postmeister der gesambten Chur- und Fürstlichen Braunschweigisch Lüneburgischen Landen wie auch der Herzogthümer Bremen und Vehrden auch des Stifts Osnabrück, Drost von der Ämter

Ohsen und Grohnde etc. Bey Erscheinung eines Neuen Jahrs“³. Welches Jahr genau gemeint ist, lässt sich nicht sagen. Das Gedicht trägt den Titel „Die Linde in der Morgenröthe, im Winter blühend zu Linde“ und bezieht sich auf Schloss Linden, den Sitz des Grafen v. Platen, von wo aus, so der Wunsch des Verfassers, der Gegenschein zu Sonne, Mond und Sternen täglich golden scheinen möge. Für ihn ist von dort aus, als er vor einigen Jahren nach Hannover kam, ein Glücksstern aufgegangen, so dass die Sonne über ihm scheint. Mit diesen Worten dankt er seinem „Groß-Patron“, der ihm offensichtlich umfassende Unterstützung hat zukommen lassen. Er wünscht ihm, dass alle Himmel sich bemühen mögen, die Lindenbäume in Linden mit Tau und Segen immer grünen zu lassen. Auch die Fruchtbarkeit der Zeder möge sich über das Haus des großen Platen ergießen und die Aloe möge ihm erwachsen. Zedern zählen aufgrund ihrer Pracht und Höhe zu den edelsten Bäumen und symbolisieren die Dauerhaftigkeit fürstlicher Häuser, Aloe symbolisiert Gesundheit und Kraft. Gleich diesen Pflanzen soll das Haus der Platen wachsen und den Verfasser des Gedichts in seinem Schatten stehen lassen, damit auch ihm wie anderen „Schutz und Hut“ daraus erwachse:

*Die Linden die zu Linde blühen/
 Die müssen immer grüne seyn;
 Und alle Himmel sich bemühen
 Zu schencken Thau und Seegen ein:
 Daß auch der Ceder Fruchtbarkeit
 Ergiesse sich auf späte Zeit.
 Des Grafen Haus von Großen Platen/
 Erwachse gleich der Aloë;
 Das Wachsthum müsse so gerathen/
 Daß ich in dero Schatten steh:
 Daß mir/wie anderen/zu gut
 Daher zuwachse Schutz und Hut.⁴*

Das Gedicht endet mit dem Wunsch, der „Geruch vom Platen-Strauß“ möge sich über die Kur des Königsthrons auch auf andere Völker übertragen. Sei-

3 Archiv der Grafen v. Platen: 2-II-b-02 0000-01-01 Gedicht von Andreas Christoph Augspurg an Franz Ernst von Platen –,Die Linde in der Morgenröte’– Druck zw. 1697 und 1717.

4 Ebd., S. 2.

nem Patron und dessen ganzem Haus wünscht er viele weitere glückliche Jahre.

1703 verfasste Johann Heinrich Stuss, ein Pfarrerssohn aus Grohnde, der von 1698 bis 1704 das Gymnasium Illustre in Göttingen besuchte, ein lateinisches Lobgedicht auf Franz Ernst v. Platen, mit dem er seine ausgeprägten rhetorischen Fähigkeiten und seine Kenntnisse der antiken Literatur, Geschichte und Mythologie durch zahlreiche Anspielungen und Topoi augenfällig demonstriert.⁵ Auf diese Weise verdeutlicht er, dass die Bemühungen des Ministers um Förderung von Schulen und Bildung Früchte tragen. Stuss bezeichnet sich in seinem Gedicht als „kleinen Schüler der Camena“, der in der Dichtkunst ungeübt sei und voller Ehrfurcht und tiefster Verehrung dem „Durchlauchtigsten Heros“ und „leuchtenden Stern der Hannoverschen Landen“ seine Verse als Geschenk darbringe, weil dieser ihn dazu ermutigt habe:

*Dich zu ehren mit meinen Gesängen
hast Du mir, dem Unwürdigen, als große Aufgabe gestellt.
Du billigst mir, dem Unwürdigen, zu,
was auch der gnädige Kurfürst, der milde,
der größer ist, als alles Lob künden kann,
dem Niedrigen, seine Not lindernd, zugesteht,
so wie Pallas auch das Rauchopfer annimmt.⁶*

Das Lob des Reichsgrafen fokussiert auf dessen Förderung der Wissenschaften und dessen Verhandlungsgeschick. Im Gegensatz zu anderen greife er nicht zu Waffen, um nach blutigem Ruhm zu streben, sondern hänge an Büchern, folge den Schriften der Weisen, kenne die Geschichte und beherrsche die Kunst des Regierens, so dass er als Vorbild guter Amtsführung die Staatsdinge zum Wohl der Bürger lenke. Er zerstöre nicht, sondern sichere seinen Ruhm durch Bauwerke wie das Schloss in Linden, auf das an mehreren Stellen angespielt wird. Stuss wünscht ihm und allen seinen Nachfahren, von allen Übeln verschont zu bleiben, damit der Stamm derer v. Platen die Zweige ausbreiten und durch Ruhm glänzen möge wie die Wipfel der hohen Linden. Der Verfasser übergibt sich dem Geehrten als Diener und bittet ihn um seine Gunst, die ihm vermutlich gewährt wurde. Stuss wurde nach seinem Studium Leiter des

5 Vgl. Archiv der Grafen v. Platen: 2-II-b-02 1703-00-00 Gedicht von Johann Heinrich Stuss an Franz Ernst v. Platen ‚Illustrissimo Domino‘ (2) – Druck.

6 Ebd., S. 2, Übersetzung von Karl Helmer.

Paedagogiums in Gotha und verfasste zahlreiche Arbeiten zu Themen der Altertumswissenschaft und Rhetorik.

Das letzte Gedicht aus dem Archiv, das Franz Ernst gewidmet ist, stammt aus der Feder von Friedrich Christian Listn und wurde 1707 als Neujahrsge-dicht verfasst.⁷ Auch dieser Dichter stellt seine Gelehrsamkeit zur Schau, betont aber im Gegensatz zu Stuss seine Bibelkenntnisse deutlich stärker als die antiker Autoren. Als „Sand und Kieselstein“ bei „Gold und Jaspis“ und „Efeustengel“ bei „hohen Zedern“ überreicht er als „Knecht“, einem alten Brauch folgend, dieses unzulängliche Gedicht, obwohl er weiß, dass sein „schlechter Kiel“ die Trefflichkeiten des Geehrten nicht angemessen loben kann. Weil er bei dem Reichgrafen in tiefer Schuld steht, bietet er ihm seinen lebenslangen Dienst an:

So will ich mich Lebenslang Dir in allen selbst ergeben

Weil ich nun so viele Gnade nimmermehr entgelten kann

So nimm mich vor große Schulden zu getreuen Diensten an.⁸

Er bezeichnet Franz Ernst als „Göttersohn“ und „Josaphat, den die Fürsten bei sich haben“, womit er auf den König von Juda anspielt, der seinem Land Frieden und Wohlstand schenkte. Listn bedient sich in seinem Gedicht mehrfach der Palmen-Metaphorik, die auf das alte Testament zurückgeht. In Psalm 92,12f heißt es: *Der Gerechte wird grünen wie ein Palmbaum; er wird wachsen wie eine Zeder auf dem Libanon*. Palme und Zeder spielen bei der Beschreibung fürstlicher Genealogien eine herausragende Rolle. Da die Palme eine außergewöhnliche Lebensfähigkeit zeigt und auch unter hoher Belastung in die Höhe wächst, symbolisiert sie, ähnlich der Zeder, Unvergänglichkeit, Widerstandsfähigkeit, Dauerhaftigkeit und damit überzeitliche dynastische Kontinuität.⁹ Die Palme ist ein Lebensbaum, der auf die Unendlichkeit weist und den Sieger auszeichnet. Diese seit ägyptischer Zeit über die römische Tradition überlieferte Symboldeutung wird in die christliche Ikonographie übernommen. Der in Jerusalem einziehende Heiland wird mit Palmzweigen begrüßt, Apostel, Märtyrer und Heilige halten sie als Zeichen ihres unverrückbaren Glaubens in Händen und erscheinen so bei der Apokalypse vor

7 Archiv der Grafen v. Platen: 2-II-b-02 1707-01-01 Gedicht von Friedrich Christian Listn an Franz Ernst von Platen – ‚Unterthäniges Freudenopfer‘ – Druck.

8 Ebd., S. 2.

9 Vgl. Bauer, Volker: Wurzel, Stamm Krone: Fürstliche Genealogien in frühneuzeitlichen Druckwerken. Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel 2013, S. 75f.

Gottes Thron.¹⁰ Wenn Listn dichtet, Gott selbst habe Franz Ernst v. Platen einen Palmenreiß in die Hand gegeben, damit er das Land zu Wohlergehen und Blüte bringe, zählt er ihn zu den Auserwählten, deren Seele zum Himmel strebt. Dass er das für alle glückliche Wirken des Ministers auf dessen Glauben und Gottes Segen zurückführt, wird einige Zeilen später deutlich:

Doch daß Deine Palmen-Tugend so gar hoch gestiegen ist

Macht/ daß sich Dir Gottes-Seegen als ein voller Nil ergießt.

Flechten sich die Palmen selbst auf dem Gipfel gleichsam Cronen

So weiß eben Dein Verdienst alle Tugend zubelohnen

Drum der Fürste Dir gewogen

welcher Deine Treue becrönt

Wie nichts minder durch die Länder längst Dein goldner Ruhm erthönt.¹¹

Der Dichter wünscht seinem Gönner Wohlergehen bis zum Jüngsten Gericht, zu dem er mit einem Palmzweig als Auserwählter erscheinen wird:

Jesus cröne Dich hinfort mit vergnügtem Wohlergehen

Biß wir einst vor Seinem Thron mit den Sieges-Palmen stehen

Sey ein Baum an Gottes-Bächen der stets neue Früchte trägt

Biß der Ausgang dieser Erden alles in die Asche legt.¹²

Im Laufe des 18. Jahrhunderts verliert Gelegenheitsdichtung im öffentlichen Raum an Bedeutung. Es setzt ein Prozess der Verbürgerlichung ein, mit dem die Zweckgebundenheit der Gedichte verloren geht. Es werden so viele Gedichte produziert, dass sich die Obrigkeit genötigt sieht, diese Flut zu reglementieren und festzulegen, welchen Ständen und Berufen sie in welchem Maße gewidmet werden dürfen.¹³ Bedichtet zu werden, ist zwar immer noch ehrenvoll, aber politisch unwirksam. So ist es wenig verwunderlich, dass im Archiv der Grafen v. Platen aus dieser Zeit nur wenige Gedichte überliefert sind. Eines ist Georg Ludwig, dem Enkel des Reichsgrafen Franz Ernst v.

10 Vgl. Schmidt, Margarethe: Warum ein Apfel, Eva? Die Bildersprache von Baum, Frucht und Blume. Regensburg 2000, S. 78ff.

11 Archiv der Grafen v. Platen: 2-II-b-02 1707-01-01 Gedicht von Friedrich Christian Listn an Franz Ernst von Platen – „Unterthäniges Freudenopfer“ – Druck, S. 2.

12 Ebd., S. 3.

13 Vgl. Jordan, Katrin: „Ihr liebt und schreibt Sonette! Weh der Grille!“ Die Sonette Johann Wolfgang von Goethes. Würzburg 2008, S. 284.

Platen Hallermund, gewidmet.¹⁴ Er wurde 1704 geboren, übernahm dreizehnjährig, unterstützt von einem Postmeister, den Postbetrieb und stand als Kammerherr und Oberst über ein Regiment zu Pferde, wie schon sein Vater und Großvater, im Dienst des Hannoveraner Kurfürsten und englischen Königs. Über den Verfasser des handschriftlichen Gedichts, der sich Johann Georg Guhtermuth bzw. „Bonhumeur“ nennt, ist nichts bekannt. Der Zusatz „jetziger Zeit Com.“ deutet ebenso auf einen Untergebenen, der im Regiment des Oberst gedient hat, wie die Verweise auf den Kriegsgott Mars, als dessen Abbild er den jungen Grafen preist. Der Autor betont seine untergeordnete Position und bittet um freundliche Aufnahme des Gedichts, das er als Beweis seiner Treue und zu Ehren seines Dienstherrn verfasst hat, der ihn schon häufiger mit Gnade bedacht hat. Da ihm Fortuna nicht hold ist, hofft er auf weitere Unterstützung durch den Gönner, den er als treu, redlich und vorbildlich preist. Alles, was nicht „Platisch“ ist, sei ohnehin nicht lebenswert. Er wünscht ihm sodann, dass alles, was gegen ihn sei, sterben möge, und hofft, dass er den ihm entgegen gebrachten Neid besiege. Georg Ludwig soll ein glückliches irdisches und ein ewiges himmlisches Leben vergönnt sein, sein Name soll bis zu den Sternen steigen und sein Glanz und seine Ehre sollen ewig währen. Der Verfasser des Gedichts bedient sich einer tradierten Form, um seiner Bitte nach Unterstützung Nachdruck zu verleihen, indem er sie mit Herrscherlob verbindet. Offensichtlich wendet er sich aber persönlich an seinen Gönner, denn er überreicht ihm ein handschriftliches Unikat, das im Gegensatz zu Drucken keine Öffentlichkeit am Hof erzielen kann. Wenn überhaupt, wird das Lob nur von einem kleinen Kreis wahrgenommen und als Einzelstück vermag es kaum, weitreichenden Nachruhm zu begründen. Das bedeutet zugleich, dass es keinen sozialen Zwang auszuüben vermag. Es obliegt allein dem guten Willen Georg Ludwigs, die Bitte zu erhören.

Ein weiteres Gedicht aus der Zeit Georg Ludwigs wurde anlässlich seiner Hochzeit mit Sabine Hedwig v. Steuben verfasst.¹⁵ Die beiden heirateten am 22. Mai 1732. Für den Bräutigam war es die zweite Ehe, seine erste Frau, Baroness Friederike de Lorraine, starb 22-jährig, vermutlich im Kindbett. Der Pfarrer in Tiefensee und Schnaditz M. Jeremias Trappe gratuliert mit gedruckten Versen, die zum größten Teil Ausführungen zu Glaube, Hoffnung und Liebe umfassen und erst am Ende die „Hohen Eltern“ und die Braut namentlich nennen. Das Gedicht unterscheidet sich von den vorherigen, indem

14 Archiv der Grafen v. Platen: 5-IV-a-18 0000-00-00 Gedicht von Johann Georg Guhtermuth an Georg Ludwig von Platen – Handschrift nach 1717.

15 Archiv der Grafen v. Platen: 5-IV-a-02 1732-05-22 Gedicht von M. Jeremias Trappe zur Hochzeit von Georg Ludwig von Platen und Sabine Hedewig von Steuben – Druck.

der Anlass selbst, in diesem Falle die Hochzeit, in den Mittelpunkt gerückt und allgemeiner Betrachtung unterzogen wird. Spezifische Eigenheiten und Taten der Geehrten bleiben ungenannt, bis auf die letzten Verse, in denen die Namen leicht zu ersetzen wären, sind keine persönlichen Bezüge eingeschrieben. Noch deutlicher wird dies in dem 1762 gedruckten Hochzeitsgedicht für Jacob Wortmann und Anna Philippina Scheidt, in dem die Namen der Brautleute nur noch auf dem Deckblatt genannt werden.¹⁶

Die Entindividualisierung der Gelegenheitsdichtung erlaubt Mehrfachverwendungen und lässt sie schließlich zu käuflicher Massenware verkommen. Gleichzeitig ändert sich mit der aufkeimenden Aufklärung das Verständnis von Dichtung. Die von rhetorischen Regeln geleitete Hofdichtung, mit der Gelehrsamkeit zur Schau gestellt wird, um auf dem politischen Parkett zu glänzen, hat nicht nur ihre Funktion verloren, sie gilt zunehmend als minderwertig. Ein leichter Nachklang der barocken Hofdichtung zeigt sich in einem Gedicht aus dem Jahr 1860, das die Bewohner des Kreises Neustadt in Westpreußen dem „Königlichen Landrath und Landschaftsrath“ und „Ritter hoher Orden“ Baron Ludwig Ernst v. Platen zum 25-jährigen Amtsjubiläum am 11. April „ehrfurchtsvoll widmen“¹⁷. Alten Vorbildern folgend ist der Text gedruckt, die Widmung nimmt die erste Seite ein. Das Herrscherlob folgt keinerlei Regeln antiker Rhetorik. In sechs 8-zeiligen Strophen wird der Rittergutsbesitzer und Johanniteritter ob seiner Ideale, seiner Umsicht, Treue und Taten in Krieg und Frieden gepriesen.

Str. 1

Dem Manne Heil, der seines Lebens höchste Kraft

Begeistrungsvoll dem Edlen hat geweiht,

Der nimmer ruht, stets denkt und strebt und wirkt und schafft,

Was frommen soll für eine Ewigkeit!

Gestaltend Jugend-Ideale meisterhaft

Belebt der Mann den Traum der Jugendzeit;

Es reih'n sich Thaten dann an Thaten;

Erklinge Lied dem edlen Platen!

16 Vgl. Archiv der Grafen v. Platen: Kiste 18 1762-10-14 Gedicht von J. R. B. zur Hochzeit von Jacob Wortman und Anna Philippina Scheidt – Druck.

17 Vgl. Archiv der Grafen v. Platen: Kiste 23 1860-04-11 Gedicht von Bewohnern des Kreises Neustadt (Westpreußen) an Baron Ludwig Ernst v. Platen zum 25jährigen Amtsjubiläum – Druck.

Die tadellose Amtsführung des Barons wird anlässlich eines dienstlichen Jubiläums zwar gebührend gewürdigt, aber im Vordergrund steht die Sympathiebekundung für den Amtsinhaber, der der Zuneigung seiner Untergebenen gewiss sein kann, weil er nach dem Motto „Das Seine Jedem“ (Str. 5, Z. 8) handelt. Die letzte Strophe hebt die Anerkennung der Person deutlich hervor:

Str. 6

*Dem Ehrenmanne Preis! An seinem Ehrentage
Erschall sein Lob in uns'rem Liede laut!
Doch lauter noch verkünd' es uns'rer Herzen Schlag,
Daß Liebe ew'ge Monumente baut,
Die aller Stürme Wuth zu stürzen nicht vermag!
Mit Liebe hast Du Alle angeschaut,
Sie sich vertrauensvoll Dir nahten.
Geliebt von Allen lebe Platen!*

Das Ehrengedicht auf den Baron weist trotz der auf den ersten Blick altertümlich anmutenden Aufmachung wesentliche Elemente der Lyrik auf, die seit dem Ende des 18. Jahrhunderts die alten Formen endgültig abgelöst hat. Gefragt sind Gedichte, die die Subjektivität und Gefühlswelt des Autors in origineller Form zum Ausdruck bringen. Der Dichter wird zum genialen Schöpfer sprachlicher Kunstwerke, die ihm aus der Seele sprechen und zugleich die Seele des Lesers ansprechen. Die neu entstehende Gefühlskultur und der um sich greifende Freundschaftskult finden Niederschlag in Gedichten, die nun in allen Schichten zu allen möglichen Anlässen Verbreitung finden. „Geselligkeit, die auf einem konkreten Anlaß beruht bzw. sich bei konkreten Anlässen bewährt, ist eine Produktivkraft der Lyrik bis an die Schwelle der Moderne. Eine signifikante Anzahl von Gedichten wird nicht nur aus öffentlichen oder halböffentlichen bzw. familialen Anlässen verfaßt, sie ist auch zum Vortrag in größerem oder kleinerem Kreis bestimmt. Und dort erfüllen diese Gedichte nicht nur eine ornamentale Funktion. Sie stehen zwar der Geselligkeit als Schmuck und Zierrat gut zu Gesicht, regen aber auch zum Nachdenken über die jeweilige Gelegenheit an, erläutern sie als denkwürdige An-Gesegenheit aller Beteiligten, verleihen ihr ein besonderes Gepräge. Im Gelegenheitsgedicht konzentriert sich der gesellige Anlaß, es schafft den Raum für Reflexion und Kontemplation und vertieft zugleich das dialogische Verhältnis aller.“¹⁸

18 Sauermeister, Gert: Die Lyrik Gottfried Kellers. Exemplarische Interpretationen. Berlin, New York 2010, S. 92.

Die Vielzahl neuer Dichtungsformen trägt zur Ästhetisierung des Alltags bei. Lyrik erhält eine veränderte Funktion, sie bleibt nach wie vor typisierte Kommunikation, wird aber universelles und populäres Ausdrucksmittel im Prozess kultureller Vergesellschaftung.¹⁹ Sie trägt bei zur Erziehung, Erbauung, Unterhaltung und zur Würdigung von Festlichkeiten aller Art.²⁰ Die inflationäre Lyrikproduktion und der beständige Austausch von Gedichten provozieren harsche Kritik und heften ihnen den Ruf des Trivialen an. Es wundert also nicht, dass Friedrich Schiller Gelegenheitsgedichte als *Bastardtöchter der Muse* diffamiert und sich mit Grausen von ihnen abwendet. Goethe hingegen ist ihnen nicht abgeneigt und verfasst selbst welche. Anlässlich der Geburt und Taufe der Gräfin Marie von Einsiedel dichtet er:

An Gräfin Maria v. Einsiedel,

geb. Jena d. 18 Octbr 1819

Töchterchen! nach trüben Stunden

Zu der Eltern Trost erschienen

Hast so jung das Glück gefunden

Den Geliebtesten zu dienen.

Mögest Du den frohsten Stunden

Ihres Lebens blühend grünen

Zum Taufstage d. 30 Octobr.

Treuliches Eingebinde

Goethe²¹

Dass Lyrik im 19. Jahrhundert zu einem Massenphänomen wird, spiegelt eindrucksvoll der sprunghafte Anstieg von Gedichten aus dieser Zeit, die im Archiv überliefert sind. Nur einige wenige können hier vorgestellt werden. Ein Hochzeitsgedicht zum 12. Mai 1818, das dem Brautpaar Agnes und Wilhelm gewidmet ist, stammt von Johann Claudius, einem Sohn des berühmten

19 Vgl. Lauer, Gerhard: Lyrik im Verein. Zur Mediengeschichte der Lyrik des 19. Jahrhunderts als Massenkunst. Martus, S., Scherer, S., & Stockinger, C. (Eds.). Lyrik im 19. Jahrhundert. Gattungspoetik als Reflexionsmedium der Kultur. Bern, S. 183–204, hier S. 200.

20 Vgl. ebd., S. 185.

21 Das handgeschriebene Original des Gedichts befindet sich heute im Archiv Richthofen.

Matthias Claudius, der zeitweise in Bleckendorf als Pastor gewirkt hat.²² In sechs Strophen ermahnt er die Brautleute zu Gebet und Gottvertrauen.

Str. 1

*Habt Ihr gebetet, Hochzeitsleut?
mit beten müßt ihrs beginnen
zu kommender Freud zu kommendem Leid–
Das Gebet muß stehen auf der Zinnen.
So lang dieser Wächter nicht schlummert ein
Wird's richtig im Herzen und Hause seyn.*

In den weiteren Strophen spricht er Wilhelm und Agnes an, zu halten, was sie sich mit der Hochzeit versprechen, und gemeinsam mit Unterstützung Gottes eine Zukunft aufbauen:

Str. 6

*Denn nicht verschmähet die eigene Kraft
Gott heischt Gebrauch seiner Gaben.
Drum kräftig gewollt, gewirkt und geschafft
Sie nicht im Schweißtuch vergraben
Die Erde ist Euer, drum tretet auf
und betet: Förd're Vater den Lauf!*

Bei einem handschriftlichen Konfirmationsgedicht zum 23. September 1838, unter das mit anderer Hand „von meiner Mutter gedichtet“ geschrieben steht, ist weder die Verfasserin noch die Adressatin bekannt.²³ Das Gedicht drückt die Sorge einer Mutter aus, deren Tochter mit der Konfirmation einen entscheidenden Schritt ins Leben der Erwachsenen geht:

Str.1

*So trittst Du aus der Kindheit Himmelsgarten,
Geliebtes Kind, in's ernste Leben ein,
Zu dem die Sorg' und Mühen Deiner warten,*

22 Vgl. Archiv der Grafen v. Platen: Karton 1 1818-05-12 Gedicht von Johann Claudius an das Brautpaar Agnes und Wilhelm – Ora et labora – Handschrift.

23 Vgl. Archiv der Grafen v. Platen: Kiste 23 1838-09-23 Gedicht von Mutter an Tochter zur Konfirmation (Verfasserin und Adressatin unbekannt) – Handschrift.

Entflieht des Morgens goldner Himmelschein!

Str. 2

Der Mutter bangt ob all' der bittern Schmerzen,

Die Dir der Zukunft Schleier dicht umhüllt,

Die furchtbar werden dem geliebten Herzen,

Wenn es nicht deckt ein mächt'ger Schild.

Sie ermahnt die Tochter, treu zu ihrem Glauben zu stehen, um mit Gottes Hilfe den Anfechtungen und Widrigkeiten des Lebens Stand halten zu können:

Str. 8

Dem Du Dich nun mit heiligem Schwur verbindest,

O halt ihn fest! er wird zum Schutzgeist Dir;

Ob Du einst Leid, ob Du einst Freude findest:

Dein treuer Führer bleib' er für und für!

Str. 9

O halt ihn fest, mag er Dich stets umschweben!

O bleibe nur der Tugend Eigenthum,

Geliebtes Kind! geh ein ins Christenleben,

Und lebe, wirke nur zu Gottes Ruhm!

Die beiden letzten Beispiele zeigen Gedichte, die eigens zu einem bestimmten Anlass und für bestimmte Personen gedichtet worden sind. Für diejenigen, die weniger kreativ sind, erscheinen seit Beginn des 19. Jahrhunderts umfangreiche Anthologien. Ihre Titel zeigen, dass sie als Fundus von Gelegenheitsgedichten verstanden werden, aus denen man sich bedienen kann. Sie lauten zum Beispiel:

Auswahl der schönsten Stellen und Aufsätze aus den Werken Göthes, Herders, Klopstocks, v. Kotzebues, Lessings, Meißners, J.G.E. Müllers, Rochefaucaults, Schillers, Tiedges, Wielands etc. etc. Zum Gebrauch für Stammbücher, Namens- Neu- jahrs- und Gelegenheitswünsche, wie auch zu Vorschriften etc. etc. Regensburg bei J.M. Daisenberger 1813.

Weihgeschenke zu verschiedenen Anlässen. Oder: Glückwünsche zum neuen Jahr, zu Geburts- und Namensfesten, Anreden, wenn ein Pfarrer ein- oder abzieht etc.,

Anreden bei öffentlichen Prüfungen Hochzeitslieder und Devisen, Denksprüche und Gebetbücher und zum Andenken an die erste heil. Kommunion, Stammbuch-Aufsätze und Grabschriften in gebundener Rede, Herausgegeben von Ernest Brandner, Lehrer am k. Taubstummen-Institute in München. Zweyte, verbesserte und vermehrte Auflage. Augsburg 1840.

Die Gedichte werden in diesen Sammlungen in den seltensten Fällen mit Hinweis auf ihre Quellen überliefert. Vergleiche zeigen teils minimale, teils gravierende Änderungen der Texte. Manchmal sind nur einzelne Wörter oder Zeilen verändert, manchmal ist die Strophenfolge eine andere oder ganze Strophen werden weggelassen oder neu hinzugedichtet. Große Abweichungen können ein Hinweis darauf sein, dass die Gedichte aus der ursprünglichen Schriftform heraus zeitweilig mündlich überliefert und zu einem späteren Zeitpunkt erneut aufgeschrieben wurden. Sie liegen dann in verschiedenen Varianten vor und können oft nur schwer oder gar nicht mehr auf einen Autor zurückgeführt werden. Ein anschauliches Beispiel aus dem Archiv ist das Gedicht „Drei Engel mögen Dich umschweben“, das Caroline Reuß am 28. Juni 1811 niedergeschrieben hat. Es lautet:

*Dreÿ Engel mögen Dich umschweben,
Und zu der schönsten Wirklichkeit
Die Wünsche die mein Herz Dir reicht,
Durch ihre Wunderkraft erheben!*

*Die frommen Engel die ich meine
Sind Liebe, Hoffnung, Heiterkeit,
Ein Herz das ihnen ganz sich weihet
Erdrückt des Lebens Bürden keine.*

*Die Liebe zieh' Dich zu belohnen
Dir ihre schönsten Blumen auf,
Streu Rosen Deinem Lebenslauf
Und flechte dir aus Myrthen Cronen!*

*Wölkt sich der Himmel deinem Blick
 So gebe doch ein Stern ihm Licht
 Der tröstend zu dem Herzen spricht:
 Schau hoffend vorwärts, nicht zurück!*

*Er deutet über Gräber Grauen
 Wenn schon der Tod die Sichel hebt,
 Erst wenn der Geist der Hüll' entschwebt
 Wirst Du des Glückes Fülle schauen.*

*Der dritte Engel der verleihe
 Dir für die Gegenwart stets Muth,
 Auf Herzen frey von Schuld und gut
 Drückt er des Höchsten Glückes Weihe.²⁴*

Ein erster Hinweis findet sich in einem Band mit Karl Mächler's Gedichten von 1802.²⁵ Unter dem Titel „Angebinde“ ist ein Gedicht abgedruckt, dessen Anfang mit dem Text von Caroline Reuß weitgehend übereinstimmen. Die letzten drei Strophen unserer Fassung unterscheiden sich maßgeblich von denen Mächlers. Woher sie stammen, bleibt unklar. 1836 erscheinen die ersten beiden Strophen, zu einer einzigen zusammengefasst, in einer Sammlung praktischer Anweisungen, erbaulicher Geschichten und Gedichte für Töchter höheren Standes als Vorlage für Stammbuch-Sprüche.²⁶ 1838 wird das Gedicht Mächlers, ohne Hinweis auf den Autor, mit wenigen Änderungen, einer anderen Strophenfolge und versehen mit einer Melodie, in eine Liedersammlung für Kinder aufgenommen.²⁷ Als am 13. November 1841 in der *Sundine*, einem Unterhaltungsblatt für Neu-Vorpommern und Rügen, ein sehr ähnliches Gedicht unter dem Verfassernamen Ladislaus Tarnowsky erscheint, meldet sich kurze Zeit später ein Leser aus Berlin und weist darauf hin, dass es

24 Das handgeschriebene Original des Gedichts befindet sich heute im Archiv Richthofen.

25 Karl Mächler's Gedichte. Zweyte verbesserte Auflage. Erster Band. Berlin 1802, S. 121.

26 Eith, G.: Die Jungfrau, ihr Beruf und ihre Bildung. Den Töchtern höherer Stände unseres Vaterlandes geweiht von einer Gesellschaft Gelehrten. Augsburg, Leipzig 1836.

27 Hundert Gesänge der Unschuld, Tugend und Freude mit Begleitung des Claviers. Gemüthlichen Kinderherzen gewidmet von Wilhelm Wedemann. Zweites Heft. Sechste verbesserte Auflage. Weimar 1838, Nr. 60.

sich um eine „Verhunzung“ des Gedichts von Müchler handele. Sie trage das Gepränge „der kriechenden Devotion eines Dorfschullehrers oder bettelnden Reimschmidts“.²⁸ Seine Bemerkung möge denen zur Warnung dienen, die glaubten, ungeniert plagiierten zu können.

Eine Reihe von Gedichten aus dem Platenschen Archiv zu Hochzeiten, Silberhochzeiten, Geburtstagen und weiteren Festlichkeiten zeigt auf ähnliche Weise Gebrauchsspuren durch intensive Wiederverwendung über einen langen Zeitraum. Sie belegen den populären Gebrauch von Lyrik als Gabe zu Gelegenheiten verschiedenster Art seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert, der bis heute anhält. Die Auswahl an Grußkarten mit traditionellen und neuen Gedichten zu jeder Gelegenheit ist ebenso groß wie die der gedruckten Sammlungen und einschlägigen Internetseiten. Wer es exklusiv haben möchte, kann gegen einen entsprechenden Preis ein individuelles Werk in Auftrag geben oder – selbst dichten. Ämter, Würden und Wohltaten sind für gelungene Gedichte nicht mehr zu erwarten, wohl aber die Aufmerksamkeit der Festgesellschaft, die den gebildeten Literaturkenner und begnadeten Dilettanten an seinen Reimen erkennt.

28 Sundine. Unterhaltungsblatt für Neu-Vorpommern und Rügen. 16. Jg. (1842), Nr. 16, Do. 21. April 1842, S. 124.

Die Moral von der Geschicht: Große Ohren schaden nicht! Adelsdichtung aus dem Archiv der Grafen v. Platen

Die beiden Riesenohren oder wunderbare Schicksale eines Wunderkindes!¹

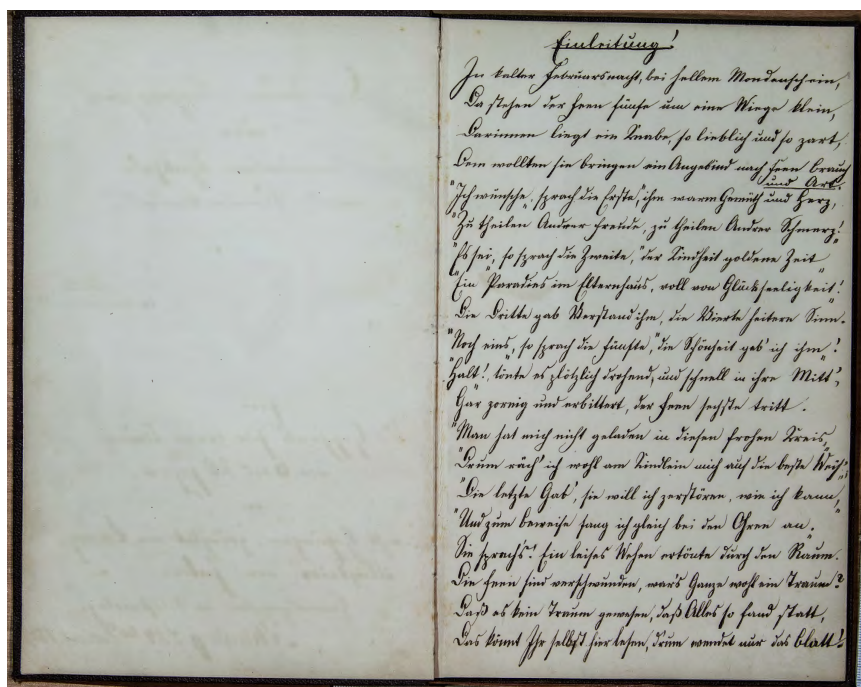


Abb 1: 1869-12-24 Bilderbuch – Die beiden Riesenohren

1 Archiv der Grafen v. Platen. Außerhalb der Kisten. 1869-12-24 Bilderbuch – Die beiden Riesenohren. Transkribiert von Vanessa Rosellen. Wenn nicht anders angegeben, entstammen die weiteren Abbildungen diesem Werk.

Einleitung!

In kalter Februarnacht, bei hellem Mondenschein,
Da stehen der Feen fünf um eine Wiege klein,
Darinnen liegt ein Knabe, so lieblich und so zart,
Dem wollten sie bringen ein Angebind nach Feen Brauch und Art.
„Ich wünsche“, sprach die Erste, „ihm warm Gemüth und Herz,
zu theilen Anderer Freude, zu theilen Anderer Schmerz!“
„Es sei“, so sprach die Zweite, „der Kindheit goldene Zeit“
Ein Paradies im Elternhaus, voll von Glückseeligkeit!“
Die Dritte gab Verstand ihm, die Vierte heitern Sinn.
„Noch eins“, so sprach die Fünfte, „die Schönheit geb’ ich ihm!“
„Halt!“, tönte es plötzlich drohend, und schnell in ihre Mitt’,
Gar zornig und erbittert, der Feen sechste tritt.
„Man hat mich nicht geladen in diesen frohen Kreis,“
„Drum räch’ ich wohl am Kindlein mich auf die beste Weis’“;
„Die letzte Gab’, sie will ich zerstören, wie ich kann,“
„Und zum Beweise fang ich gleich bei den Ohren an.“
Sie sprach’s! Ein leises Wehen ertönte durch den Raum.
Die Feen sind verschwunden, war’s Ganze wohl ein Traum?
Daß es kein Traum gewesen, daß Alles so fand statt,
Das könnt Ihr selbst hier lesen, drum wendet nur das Blatt!

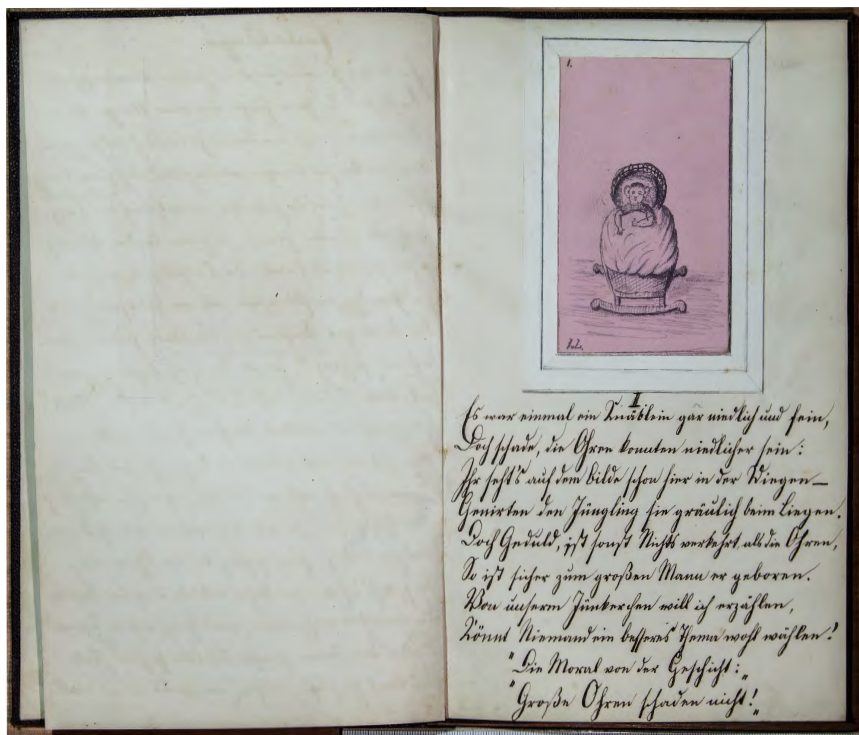


Abb 2: 1869-12-24 Bilderbuch – Die beiden Riesenohren

I.

Es war einmal ein Knäblein gar niedlich und fein,
 Doch schade, die Ohren konnten niedlicher sein:
 Ihr seht's auf dem Bilde schon hier in der Wiegen –
 Genirten den Jüngling sie gräulich beim Liegen.
 Doch Geduld, ist sonst Nichts verkehrt, als die Ohren,
 So ist sicher zum großen Mann er geboren.
 Von unserem Jünkerchen will ich erzählen,
 Könnt niemand ein besseres Thema wohl wählen!
 „Die Moral von der Geschicht:“
 „Große Ohren schaden nicht!“



Abb 3: 1869-12-24 Bilderbuch – Die beiden Riesenohren

II.

„Junkerlein fein, Junkerlein fein,“

„Sprich! Was soll das Zipfelchen?“

Mit gar ernstem Angesicht,

Hier die liebe Bertha spricht.

„Sicher werden Deine Ohren“ –

„Gingest jemals Du verloren“ –

„Als Kennzeichen reichen sie;“

„Schlag’ drum’s Zipfelchen Dir aus dem Sinn;“

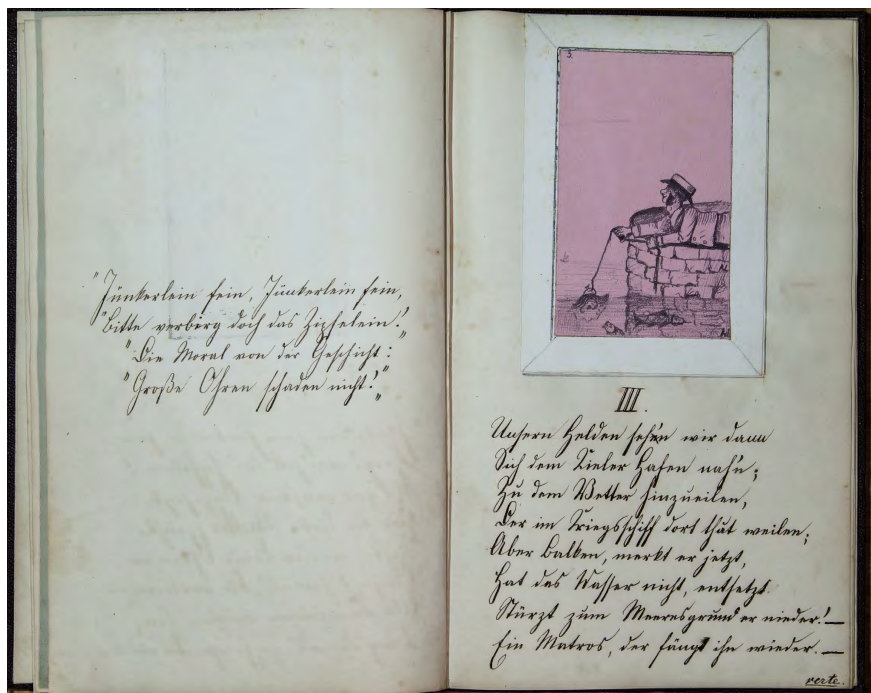


Abb. 4: 1869-12-24 Bilderbuch – Die beiden Riesenohren

„Junkerlein fein, Junkerlein fein,
 „Bitte verbirg doch das Zipfelein!“
 „Die Moral von der Geschicht:“
 „Große Ohren schaden nicht!“

III.
 Unsern Helden seh'n wir dann
 Sich dem Kieler Hafen nah'n;
 Zu dem Vetter hinzueilen,
 Der im Kriegsschiff dort thät weilen;
 Aber Balken, merkt er jetzt,
 Hat das Wasser nicht, und setzt.
 Stürzt zum Meeresgrund er nieder! –
 Ein Matros, der fängt ihn wieder. –



Abb. 5: 1869-12-24 Bilderbuch – Die beiden Riesenohren

– Hätt' er nicht die großen Ohren
 Wär' er rettungslos verloren.
 „Die Moral von der Geschicht:
 „Große Ohren schaden nicht!“

IV.
 Sah er einst ein Häslein weilen,
 Häslein bei dem grünen Kohl.
 Thät' es mit der Flint' ereilen,
 S' Häslein, niedlich, unschuldsvoll,
 Aber ach!, als er die Beute
 Nun zu seinen Füßen sieht,
 Bitterlich es ihn gereute;
 Auf die Löffel blickt er wild,

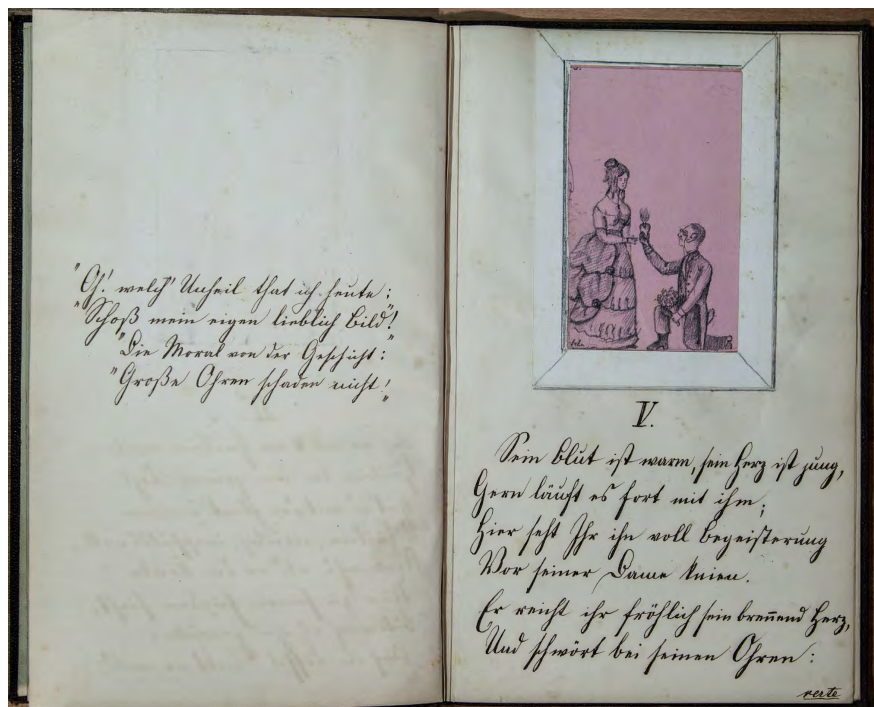


Abb. 6: 1869-12-24 Bilderbuch – Die beiden Riesenohren

„Oh! welch' Unheil that ich heute:“
 „Schoß mein eigen lieblich Bild!“
 „Die Moral von der Geschicht:“
 „Große Ohren schaden nicht!“

V.
 Sein Blut ist warm, sein Herz ist jung,
 Gern läuft es fort mit ihm;
 Hier seht Ihr ihn voll Begeisterung
 Vor seiner Dame knien.
 Er reicht ihr fröhlich sein brennend Herz,
 Und schwört bei seinen Ohren:

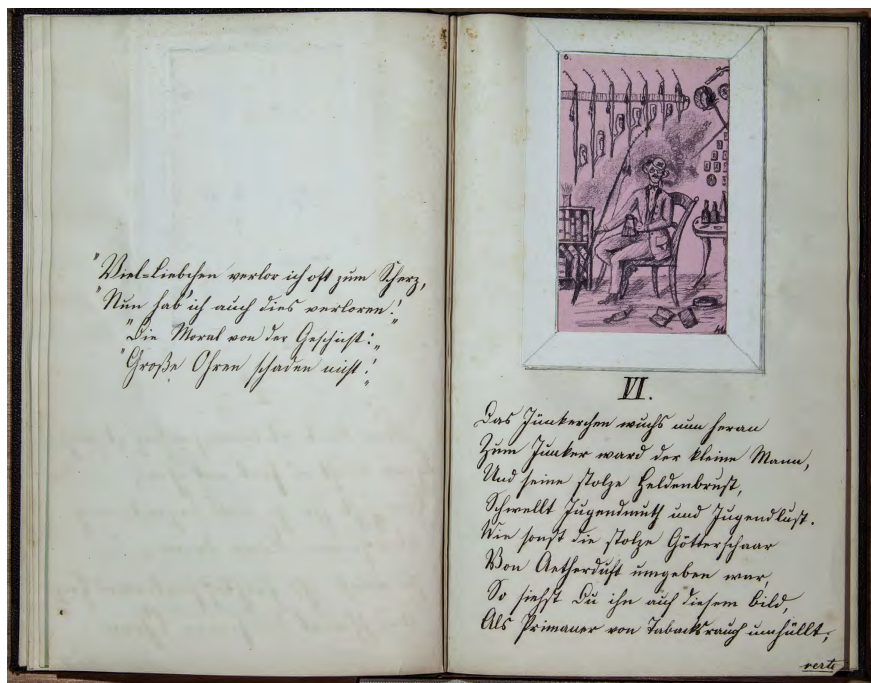


Abb. 7: 1869-12-24 Bilderbuch – Die beiden Riesenohren

„Viel-Liebchen verlor ich oft zum Scherz,
 „Nun hab' ich auch dies verloren!“
 „Die Moral von der Geschicht:“
 „Große Ohren schaden nicht!“

VI.

Das Jückerchen wuchs nun heran
 Zum Junker ward der kleine Mann,
 Und seine stolze Heldenbrust,
 Schwellt Jugendmuth und Jugendlust.
 Wie sonst die stolze Götterschar
 Von Aetherduft umgeben war,
 So siehst Du ihn auf diesem Bild,
 Als Primaner von Tabacksrauch umhüllt;

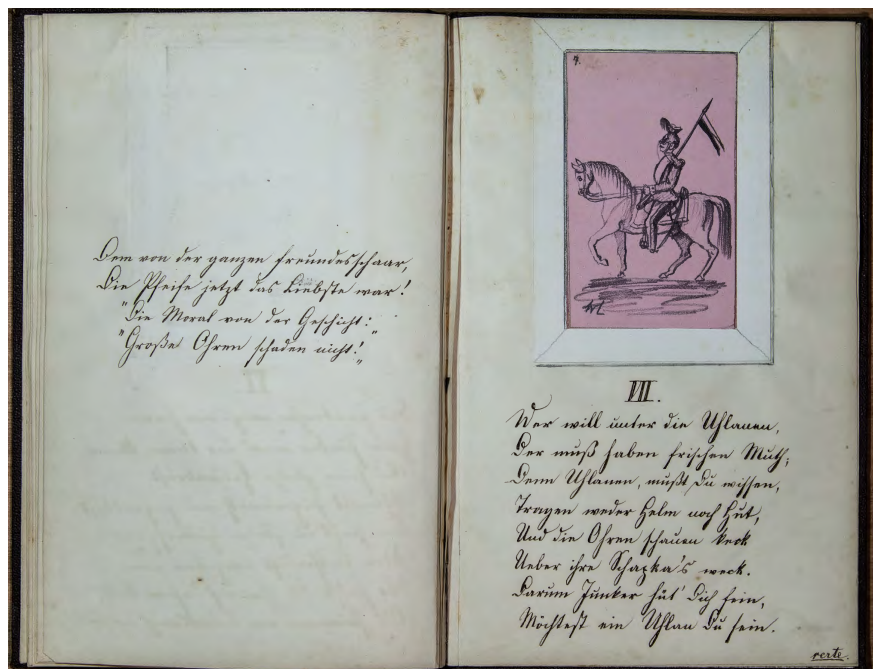


Abb. 8: 1869-12-24 Bilderbuch – Die beiden Riesenohren

Dem von der ganzen Freundesschaar,
Die Pfeife jetzt das Liebste war!
„Die Moral von der Geschicht:“
„Große Ohren schaden nicht!“

VII.
Wer will unter die Uhlmanen,
Der muß haben frischen Muth;
Denn Uhlmanen, mußt Du wissen,
Tragen weder Helm noch Hut,
Und die Ohren schauen keck
Ueber ihre Schapka's weck.
Darum Junker hüt' Dich fein,
Möchtest ein Uhlman Du sein.

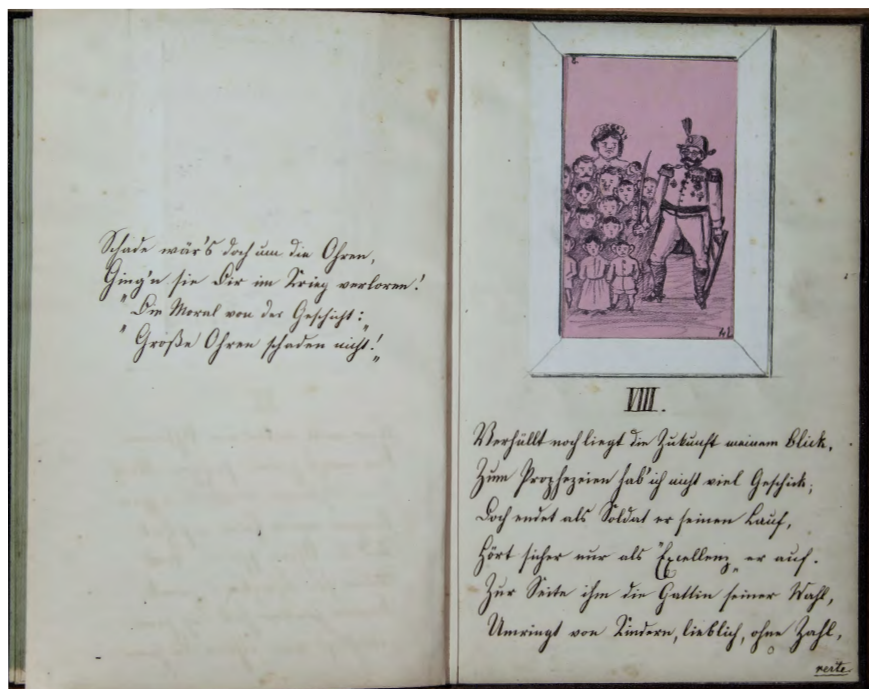


Abb. 9: 1869-12-24 Bilderbuch – Die beiden Riesenohren

Schade wär's doch um die Ohren,
 Ging'n sie Dir im Krieg verloren!
 „Die Moral von der Geschicht:
 „Große Ohren schaden nicht!“

VIII.
 Verhüllt noch liegt die Zukunft meinem Blick,
 Zum Prophezeien hab' ich nicht viel Geschick;
 Doch endet als Soldat er seinen Lauf,
 Hört sicher nur als „Excellenz“ er auf.
 Zur Seite ihm die Gattin seiner Wahl,
 Umringt von Kindern, lieblich, ohne Zahl,

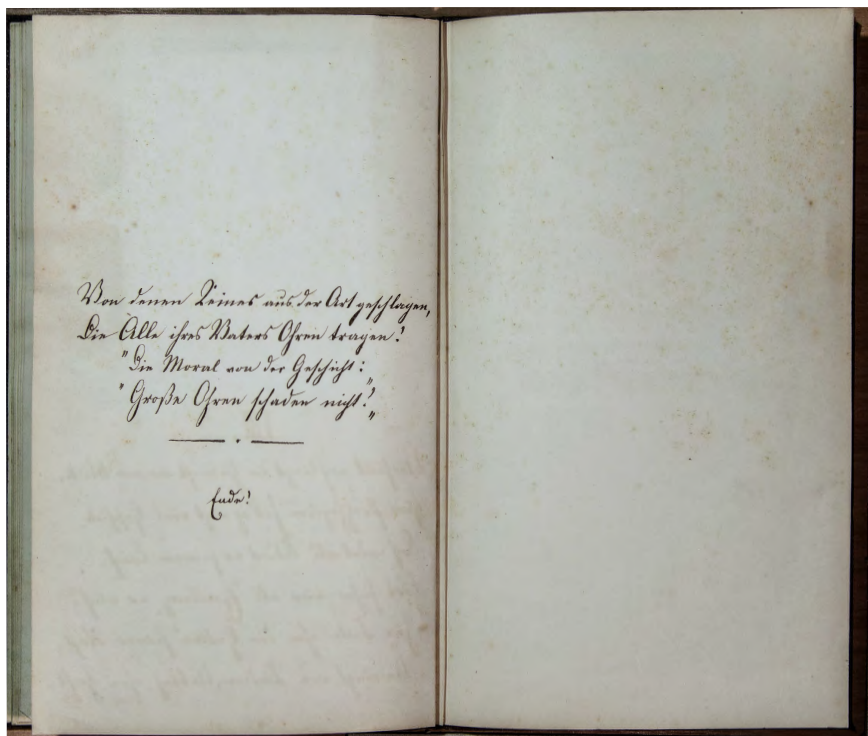


Abb. 10: 1869-12-24 Bilderbuch – Die beiden Riesenohren

Von denen keines aus der Art geschlagen,
 Die Alle ihres Vaters Ohren tragen!
 „Die Moral von der Geschicht:“
 „Große Ohren schaden nicht!“
 Ende!

Dieses großartig arrangierte und illustrierte Bilderbuch, datiert auf den 24.12.1869, befindet sich im Archiv der Grafen v. Platen.

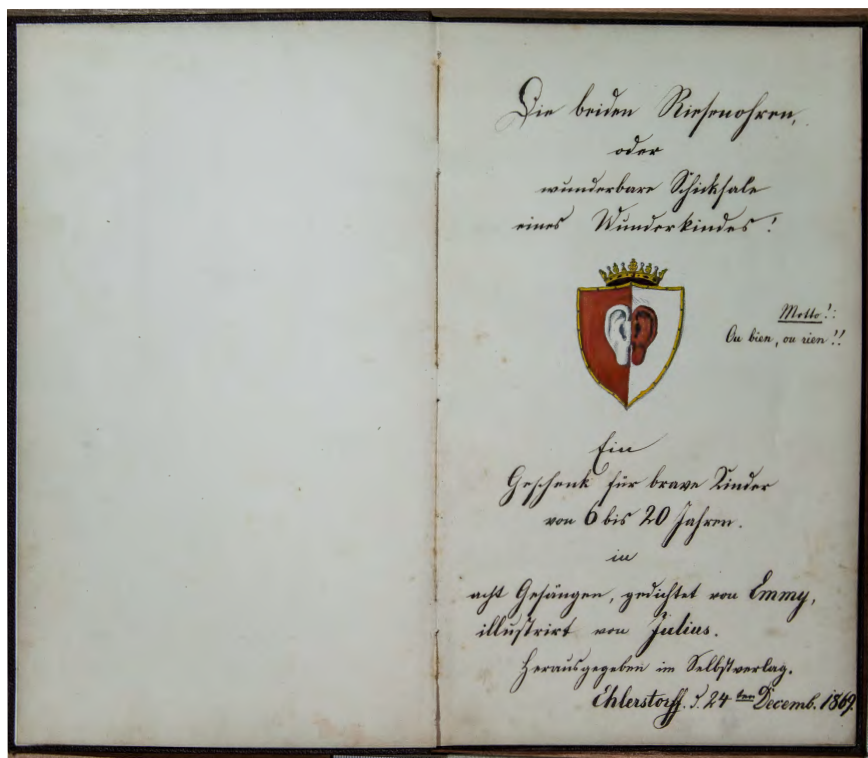


Abb. 11: 1869-12-24 Bilderbuch – Die beiden Riesenohren

Die Verfasserin nennt sich Emmy, vermutlich ist dies ein Spitzname, weshalb keine eindeutige Zuordnung zu einer Person möglich ist.

Die Illustrationen stammen von Julius und sind mit JvL signiert.

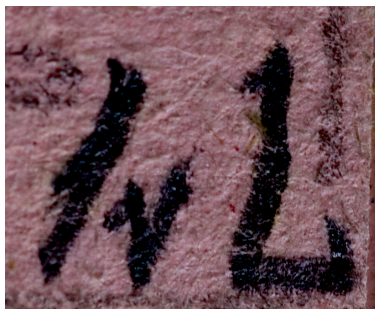


Abb. 12: 1869-12-24 Bilderbuch – Die beiden Riesenohren

Diese Signatur sowie der angegebene Ort, Gut Ehlerstorff, das sich damals im Besitz der Familie von Levetzow befand, lässt darauf schließen, dass es sich bei dem Zeichner um Julius von Levetzow handelt.

Literatur- und kulturwissenschaftlich interessant ist diese Bildergeschichte insbesondere aufgrund der zahlreichen intertextuellen Bezüge und Verweise. Auffällig sind beispielsweise Adaptionen von Märchenelementen, wie die Phrase „Es war einmal ...“, mit der die Hauptgeschichte eingeleitet wird. Seit Jahrhunderten fungiert sie als typische Einleitung für Sagen, Legenden und Märchen. Durch diese genretypische Formel wird eine zeitliche Bindung aufgehoben;² das Erzählte wird damit generalisiert und bietet ein weitreichendes Identifikationspotenzial. Dies geht mit der Intention der Grimms einher, die mit der Märchensammlung nicht nur den Fortbestand eines „urdeutsche[n] Mythos“³ sichern wollten, sondern auch nationalpolitische und volkspädagogische Ziele verfolgten. Die Sammlung der „Kinder- und Hausmärchen“ sollte nicht nur „erfreue[n], wen sie erfreuen kann“⁴, sondern auch als „Erziehungsbuch“⁵ fungieren, mit dem ein Aufklärungsprogramm für Kinder und Erwachsene verbunden war.⁶ Die Adaption der Phrase „Es war einmal...“ und die Zueignung „Ein Geschenk für brave Kinder von sechs bis zwanzig Jahren“ verweist auf Märchen und deren erzieherische und aufklärerische Funktion und lässt vermuten, dass Emmy ihr literarisches Werk bewusst in diesen Kontext gestellt hat.

Dies sind nicht die einzigen Bezüge zu Märchen. Die Einleitung von „Die beiden Riesenohren oder die wunderbaren Schicksale eines Wunderkindes“ verweist eindeutig auf eine Textstelle des Grimmschen Märchens „Dornröschen“:

Was der Frosch gesagt hatte, das geschah, und die Königin gebar ein Mädchen, das war so schön, daß der König vor Freude sich nicht zu fassen wußte, und ein großes Fest anstellte. Er ladete nicht bloß seine Verwand-

-
- 2 Vgl. Petersen, Henrik: Die Brüder Grimm und die Märchentradition: Arbeitsmethoden und Bedeutung der Brüder Grimm. Hamburg 2012, S. 98.
 - 3 Brüder Grimm: Kinder- und Hausmärchen. Vergrößerter Nachdruck der zweibändigen Erstausgabe von 1812 und 1815 nach dem Handexemplar des Brüder Grimm-Museums Kassel mit sämtlichen handschriftlichen Korrekturen und Nachträgen der Brüder Grimm. In Verb. mit Ulrike Marquardt hrsg. von Heinz Rölleke. 2 Bände. Göttingen 1996, hier: Band 2, Vorrede, S. VII.
 - 4 Ebd, S. VIII.
 - 5 Ebd.
 - 6 Vgl. Blum, Lothar: Die „Kinder- und Hausmärchen“ der Brüder Grimm. Eine literatur- und kulturwissenschaftliche Einordnung eines ‚Bestsellers‘. In: literaturkritik 12 (2012), abrufbar unter: <https://literaturkritik.de/id/17417> (letzter Zugriff: 01.11.2018).

ten, Freunde und Bekannten, sondern auch die weisen Frauen dazu ein, damit sie dem Kind hold und gewogen wären. Es waren ihrer dreizehn in seinem Reiche, weil er aber nur zwölf goldene Teller hatte, von welchen sie essen sollten, so mußte eine von ihnen daheim bleiben. Das Fest ward mit aller Pracht gefeiert, und als es zu Ende war, beschenken die weisen Frauen das Kind mit ihren Wundergaben: die eine mit Tugend, die andere mit Schönheit, die dritte mit Reichtum und so mit allem, was auf der Welt zu wünschen ist. Als elfe ihre Sprüche eben getan hatten, trat plötzlich die dreizehnte herein. Sie wollte sich dafür rächen, daß sie nicht eingeladen war, und ohne jemand zu grüßen oder nur anzusehen, rief sie mit lauter Stimme: „Die Königstochter soll sich in ihrem fünfzehnten Jahr an einer Spindel stechen und tot hinfallen.“ Und ohne ein Wort weiter zu sprechen, kehrte sie sich um und verließ den Saal. Alle waren erschrocken, da trat die zwölfte hervor, die ihren Wunsch noch übrig hatte, und weil sie den bösen Spruch nicht aufheben, sondern ihn nur mildern konnte, so sagte sie: „Es soll aber kein Tod sein, sondern ein hundertjähriger tiefer Schlaf, in welchen die Königstochter fällt.“⁷

In beiden Erzählungen werden dem Säugling von den geladenen Feen Tugenden und Schönheit mit auf seinen Lebensweg gegeben, während die nichtgeladene Fee einen Fluch ausspricht. Wird der Fluch in „Dornröschen“ von der letzten Fee noch gemildert, ist es in der Geschichte von den beiden Riesenohren die fluchende Fee, die die Gabe der letzten guten Fee, nämlich die Schönheit, aufhebt. Nun gibt es wahrlich schlimmere Flüche als Riesenohren und im Vergleich mit dem Fluch, der Dornröschen trifft, sowie im Zusammenhang mit dem sich ständig wiederholenden Sinnspruch „Und die Moral von der Geschicht: Große Ohren schaden nicht“ ist er parodistisch zu verstehen.

Auch an anderen Stellen der Bildergeschichte lassen sich parodistische Elemente ausmachen: So wird der Junker beispielsweise an seinen Ohren aus dem Wasser gezogen oder er schwört auf seine Ohren und am Ende wird seine Kinderschar gezeigt – „keines aus der Art geschlagen“.

7 Zitiert nach: Jacob und Wilhelm Grimm: Kinder- und Hausmärchen. München 1977, S. 281.



Abb. 13: 1869-12-24 Bilderbuch – Die beiden Riesenohren

Parodie und Parodiertes stehen grundsätzlich in einem Verhältnis von Analogie und Differenz⁸, deren Unterschied es zu erkennen gilt. Um eine Parodie als solche zu verstehen, muss der Leser also über Kenntnis des Parodierten verfügen, auf das verwiesen wird. Im vorliegenden Fall ist dies neben dem Märchen „Dornröschen“ der Gebrüder Grimm auch der Fluch als unheilbringender Spruch sowie die Redewendung „aus der Art schlagen“. Letzteres erscheint dem Leser nur als Parodie, wenn er mit ‚nicht aus der Art geschlagen‘ Normkonformität und ‚Art‘ nicht mit direkter Abstammung und Familie, sondern mit dem Menschen im Allgemeinen verbindet, die großen Ohren aber, wie es der Text auch von Beginn an initiiert, als von der Norm abweichend wahrnimmt. Erst vor diesem Hintergrund erscheint der Satz „Von denen keines aus der Art geschlagen, die alle ihres Vaters Ohren tragen!“ als parodistisch. Die erfolgreiche Verwendung von Parodie als literarischem Stilmittel, wie sie

8 Vgl. Müller, Beate: *Komische Intertextualität: Die literarische Parodie (Horizonte)*. Trier 1994, S. 219.

Emmy hier vorführt, zeugt nicht nur von der Reflexion des eigenen Wissensbestands, sondern auch vom erfolgreichen Erkennen des Wissens des Lesers.

In diesem Zusammenhang spielt ebenso die in der Bildergeschichte wiederholte und damit überbetonte Moral eine Rolle. Dass in Erzählungen eine explizite Moral oder Lehre formuliert wird, ist vor allem aus Fabeln bekannt. Schon die ältesten, die äsopischen Fabeln, enden mit einer Lehre. Sehr geläufig ist zum Beispiel das Ende der Fabel „Der Fuchs und der Storch“, in dem es heißt „Was du nicht willst, dass man dir tu, das füg auch keinem anderen zu“⁹. Auch das Ende der Fabel „Der Landmann und der Storch“ ist wohl bekannt: „Mitgefangen, mitgehangen!“¹⁰. In diesen Schlusssätzen, die in heute immer noch gebräuchlichen Redewendungen kulturell verankert sind, werden normative Handlungsprinzipien formuliert, die Allgemeingültigkeit intendieren. Die Verwendung des Ausdrucks ‚Moral‘ für die Schlussfolgerung aus der Erzählung „Die beiden Riesenohren oder wunderbare Schicksale eines Wunderkindes!“ verweist also erneut auf die erzieherische Funktion der Erzählung.

Damit geht auch der Umstand einher, dass die wortwörtliche Wendung „Und die Moral von der Geschicht“ an die Schlussworte der Bildergeschichten Wilhelm Buschs, eines Zeitgenossen von Emmy und Julius, erinnert. Buschs Bildergeschichten erschienen 1859 als Einmaldrucke; in Buchform wurden sie erstmals 1864 veröffentlicht. Spätestens in den 1870er Jahren waren Wilhelm Busch und sein Werk in Deutschland sehr bekannt und wurden seither stark diskutiert. Im Zentrum des Diskurses stand insbesondere die Bildergeschichte „Max und Moritz“, die bis zu Buschs Tod im Jahr 1908 56 Auflagen und mehr als 430000 verkaufte Exemplare zählte.¹¹

Auch Buschs Werke stehen im Kontext von Erziehungs- und Aufklärungsliteratur. Anders als in zeitgenössischen erzieherischen Werken, in denen eine eindeutige Dichotomie zwischen Gut und Böse hergestellt wird, finden sich bei Busch ungewöhnlichere Konstellationen. Während die Kinder in Buschs Werken fast ausnahmslos boshaft sind, sind die Erwachsenen nicht eindeutig einer Kategorie zuzuordnen. Die Kinder in den Geschichten – so urteilt Gert Ueding – decken die „ganze Bravheit und Biederkeit ihrer Widersacher als heuchlerische Fassade“¹² auf, an der Busch Kritik übt.

Die Vielzahl der intertextuellen Bezüge, die hier beispielhaft aufgezeigt wurden, verweist zum einen auf die Belesenheit Emmys, zum anderen auf den

9 Zitiert nach: Aesop (o.J.): Gesammelte Werke und Tiermärchen von Aesop (Äsop). E-Book (o.S.).

10 Ebd.

11 Vgl. Diers, Michaela: Wilhelm Busch, Leben und Werk. München 2008, S. 63.

12 Ueding, Gert: Wilhelm Busch. Das 19. Jahrhundert en miniature. Frankfurt/M. 1986, S. 81.

kulturellen Kontext der Entstehungszeit des Werkes, der von volkspädagogischer Literatur geprägt war. Sie gab nicht nur Kindern, sondern auch Erwachsenen Ideale vor, indem z. B. prototypische Lebenswege dargestellt wurden. Die Ideale richteten sich nicht ausschließlich an das Kleinbürgertum, den hauptsächlichsten Adressaten von Busch, sondern auch an den Adel.

In der Bildergeschichte wird ein idealer Lebensweg eines adeligen Mannes im 19. Jahrhundert entworfen: Der Junker geht z. B. zur Jagd. Zwar gingen auch Angehörige anderer sozialer Gruppen zur Jagd und das Jagen war im 19. Jahrhundert nicht mehr adelsexklusiv, doch galt es weiter als zentraler Bestandteil eines adeligen Habitus, als ein Zeichen von Adeligkeit.¹³ Außerdem schlägt der Junge mit den großen Ohren eine Militärlaufbahn ein. 60–70% der Adelsöhne dienten in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts beim Militär, im wissenschaftlichen Diskurs wird von einem regelrechten Militarisierungsschub zu dieser Zeit gesprochen.¹⁴ Nicht zuletzt verweist ferner die Darstellung der Familie auf Ideale des Adels. Zwar war und ist die Familie in jeder sozialen Gruppe bedeutend, da sie das Individuum in eine Sozialstruktur einordnet und zur sozialen Positionierung beiträgt, aber gerade für den Adel besaß und besitzt die Familie eine besondere Relevanz: Durch sie wird das soziale, ökonomische, politische und auch symbolische Kapital gesichert und vererbt. Angesichts der grundlegenden Aufgaben des Adels, nämlich der Ausübung und Sicherung von Herrschaft und zweitens des Erhalts des Besitzes über Jahrhunderte hinweg, wurde und wird großer Wert auf eine funktionierende Familienstruktur und ausreichende Nachkommenschaft gelegt.¹⁵

Mit der Beschreibung des idealisierten Weges eines adeligen Mannes, von dem ihn auch seine großen Ohren nicht abbringen können, sowie dadurch, dass davon auszugehen ist, dass die Verfasserin Emmy und Julius von Lenzow aus adeligem Hause stammen, reiht sich die Bildergeschichte in eine lange Tradition von Adelsdichtung ein.

13 Vgl. z. B. Theilemann, Wolfram G.: Adel im grünen Rock. Adliges Jägertum, Großwaldbesitzer und preußische Forstbeamtenschaft 1866–1914. Berlin 2004, S. 184–185; Volker Press: Adel im 19. Jahrhundert. Die Führungsschichten Alteuropas im bürgerlichen-bürokratischen Zeitalter. In: Ralph Melville u. Armgard v. Reden-Dohna (Hrsg.): Der Adel an der Schwelle des bürgerlichen Zeitalters 1780–1860. Stuttgart 1988, S. 1–17, hier S. 17.

14 Vgl. Reif, Heinz: Adel im 19. und 20. Jahrhundert. München 2012, S. 18.

15 Vgl. Eckart, Conze: Von deutschem Adel. Die Grafen von Bernstorff im zwanzigsten Jahrhundert. Stuttgart/München 2000, S. 239 u. 289.

Adelsdichtung: Adel und Literatur

Bereits in der Antike wird Adel und Adeligkeit literarisch verarbeitet. So stellt Homer dem Adel durch die ‚Odyssee‘ „die zeitgemäße neue Aufgabe: Führer des Volks zu sein nicht nur im Kriege, sondern auch in Friedenszeiten.“¹⁶ Die höfischen Epen und Minnesänge des Mittelalters entwerfen Utopien, die als Leitbilder der Höflichkeit dienen sollen. Insbesondere die Protagonisten der Artusromane verkörpern Modelle von Adeligkeit und adeliger, d. h. vor allem tugendhafter, Lebensführung und damit eine spezifische Form der adeligen Identität, nämlich die des höfischen Ritters.¹⁷ Dabei bedingen sich die Produktion von höfischer Literatur und die Etablierung von Herrscherhöfen im Mittelalter wechselseitig, denn die Adligen geben die Werke, in denen adeliges Leben in seiner idealen Form dargestellt wird, in Auftrag: Der Adel inszeniert sich also durch die Literatur selbst. Und auch nach 1789 und bis heute, in der Zeit des schleichenden ‚Untergangs‘ des Adels, wird Adel in und durch die Schrift immer wieder neuerfunden und semantisiert.¹⁸

„Adel“ so lässt sich zusammenfassen, ist ein „bis heute immer wieder neu verhandeltes, in die Kultur und ihre jeweiligen Texte eingebundenes semantisches Feld, das jedoch zugleich auf ein relativ stabiles Set an Bedeutungsmerkmalen zurückzuführen ist“¹⁹ und durch seine Präsenz in der Literatur Teil des kulturellen Wissens ist.²⁰ Denn das Symbolsystem ‚Literatur‘ steht in wechselseitigem Zusammenhang mit der Semantik zeitgenössischer, auch nicht-literarischer Texte und dem Wissen, das sie enthalten. Dieses Wissen wird in literarischen Texten jeweils neu modelliert, indem unverwechselbare Syntagmen entworfen und mit systemspezifischen Paradigmen gekoppelt werden.²¹ Das heißt, Texte sind niemals autonom, niemals unabhängig von anderen Texten und dem kulturellen Wissen, sondern immer ein „Produkt einer historisch-kulturellen Konstellation, in der sich soziale und psychische Vorgaben, kollektive und private Impulse auf spezifische Weise vermischen.“²²

16 Latacz, Joachim: Homers Ilias: Studien zu Dichter, Werk und Rezeption. Berlin/Boston 2014, S. 536.

17 Vgl. Schmitt, Kerstin: Poetik der Montage. Figurenkonzeption und Intertextualität in der ‚Kudrun‘. Berlin 2002, S. 43.

18 Vgl. Strobel, Jochen: Eine Kulturpoetik des Adels in der Romantik. Verhandlungen zwischen ‚Adeligkeit‘ und Literatur um 1800. Berlin 2010, S. VIII.

19 Ebd., S. 3.

20 Vgl. ebd., S. 3–4.

21 Vgl. ebd., S. 29.

22 Kaes, Anton: New Historicism: Literaturgeschichte im Zeichen der Postmoderne? In: Moritz Baßler (Hrsg.): New Historicism. Literaturgeschichte als Poetik der Kultur. 2.

Dabei ist grundsätzlich zwischen dem Adel als sozialer Schicht und Adel bzw. Adeligkeit als kulturellem Konzept²³ oder ‚Denkform‘²⁴ zu unterscheiden. Während Ersteres den historischen, politischen und gesellschaftlichen Veränderungen unterworfen und einem ständigen Wandel bis hin zum Untergang ausgesetzt ist, zeichnet sich Letzteres durch ein relativ homogenes, elitäres Selbstverständnis, einen würdevollen moralischen und sozialen Habitus der Repräsentation als Lebenshaltung und Verpflichtung sowie der Selbstkonstitution durch kollektive Gedächtnisbildung aus²⁵, die bis heute Bestand haben, in Texten verhandelt werden und sich aus Texten rekonstruieren lassen.

Obwohl zahlreiche Adelige, z. B. Achim von Arnim, Friedrich von Hardenberg (Novalis), Joseph von Eichendorff und Heinrich von Kleist, zur literarischen Avantgarde gehörten, sind die Produktion und die Rezeption literarischer Texte durch Adelige seit der Französischen Revolution bis heute kaum zum Gegenstand der Forschung geworden,²⁶ obwohl um 1800 intensive Verhandlungen zwischen ‚Literatur‘ und ‚Adel‘ bzw. der Kultur des Adels stattgefunden²⁷ und zur Stabilisierung des kulturellen Paradigmas des Adels beigetragen haben.²⁸ Denn trotz der Kritiken und des allmählichen Funktionsverlustes war der Adel nach wie vor eine distinkte Schicht, die sich – vor allem mit selbstlegitimierender Absicht – der Gedächtnispflege widmete und deshalb Foren der Sinnstiftung suchte und aufbaute. Geschichts-, Kultur- und Kunstbewusstsein zeigte der Adel z. B. durch die Eröffnung von Museen, Sammlungen mittelalterlicher Handschriften und Gründungen exklusiver Ritterorden sowie Literaturkreise²⁹, wie des Emkendorfer Kreises, in denen Literatur rezipiert und produziert wurde.

Der Emkendorfer Kreis

Der Emkendorfer Kreis war ein literarischer Zirkel, ein literarischer Salon, und damit eine zeittypische Erscheinung. In Anspielung auf den Weimarer Musenhof wurde Emkendorf auch *Weimar des Nordens* genannt, ein Titel, mit

Aufl. Tübingen/Basel 2001, S. 251–267, hier S. 255.

23 Vgl. Strobel: Eine Kulturpoetik des Adels in der Romantik. Berlin 2010, S. 3.

24 Vgl. Demel, Walter: Der europäische Adel. Vom Mittelalter bis zur Gegenwart. München 2005, S. 9f.

25 Vgl. Strobel: Eine Kulturpoetik des Adels in der Romantik. 2010, S. 3–4.

26 Vgl. ebd., S. 9–11.

27 Vgl. ebd., S. 26.

28 Vgl. ebd., S. 39.

29 Vgl. ebd., S. 7.

dem sich ebenso die Residenz Eutin mit dem Eutiner Kreis³⁰ schmückte. Der Emkendorfer Kreis unterschied sich jedoch dadurch von anderen Zirkeln, dass er nicht in einer Residenzstadt, sondern in einem Herrenhaus auf dem Lande zusammenkam.³¹ Besitzer des Gutes Emkendorf war Fritz Graf von Reventlow, seit 1779 verheiratet mit Julia von Reventlow, geb. Schimmelmänn. In den 1790er Jahren ließ das Paar die gesamte Hofanlage, den Park und das Herrenhaus gründlich umbauen – auch um ihre Gäste angemessen beherbergen zu können. Die Gestaltung von Haus und Garten wurde maßgeblich durch ihre Italienreisen inspiriert, auf denen sie u. a. Bilder und Plastiken erwarben³², mit denen sie Haus und Garten ausstatteten.

Zur Blütezeit des Emkendorfer Kreises war der Adel sehr stark von der deutschen Aufklärung geprägt und öffnete sich in erstaunlichem Maße den kulturellen Bestrebungen des Bürgertums. Die Überzeugung, dass nur der gebildete Mensch ein wahrer Mensch sei, war prägend, und man fühlte sich gemeinsam mit Dichtern und Gelehrten dem Ideal der Humanität verpflichtet.³³ Der gesamte Emkendorfer Kreis war Ausdruck der Annäherung des Beamtenadels an das gebildete Bürgertum. Hier verbindet sich der Adelskreis der Familien Reventlow, Bernstorff, Schimmelmänn, Stolberg und Baudissin mit führenden Köpfen des Bildungsbürgertums wie dem Leibeigenen-Enkel Johann Heinrich Voß, dem Philosophen und Juristen Friedrich Heinrich Jacobi und dem Theologen Johann Caspar Lavater. Man las gemeinsam die zeitgenössische Literatur, auch englische und französische, und spielte Theater.³⁴ Ein gern gesehener Gast auf Emkendorf war Friedrich Gottlieb Klopstock, der beinahe jeden Sommer zu Besuch kam. Auch wenn seine grundsätzlich positive Haltung zur Französischen Revolution auf wenig Verständnis traf, las man seinen „Messias“ wie ein „Erbauungsbuch in allen Lebenslagen“³⁵. Neben Klopstock war Matthias Claudius Mitglied des Kreises. Mit seinen literarischen Texten griff er mehrfach im Sinne der Emkendorfer in die öffentliche Diskussion ein, vor allem bei Fragen, die die Volkserziehung und den rechten Gebrauch der menschlichen Vernunft betrafen.³⁶ Die Nachricht,

30 Nicht zu verwechseln mit dem späteren nationalsozialistisch geprägten Eutiner Dichterkreis.

31 Vgl. Lohmeier, Dieter: Der Emkendorfer Kreis. In: Ders. u. Wolfgang J. Müller: Emkendorf und Knoop. Kultur und Kunst in schleswig-holsteinischen Herrenhäusern um 1800. Heide (i. H.) 1984, S. 5–40, hier S. 7.

32 Vgl. ebd., S. 12.

33 Vgl. ebd., S. 6.

34 Vgl. ebd., S. 20–21.

35 Ebd., S. 23.

36 Vgl. ebd., S. 26.

er habe „Der Mond ist aufgegangen“ in Emkendorf geschrieben, hält sich zwar hartnäckig, ist jedoch nicht zutreffend, da das Gedicht bereits 1779 zum ersten Mal gedruckt wurde.³⁷

Friedrich Leopold Graf zu Stolberg, ein Schwager des jüngeren Bernstorff und Schüler Klopstocks, der als Übersetzer griechischer Dichtungen Ansehen genoss, war häufiger Gast und steht in mancher Hinsicht repräsentativ für den Emkendorfer Kreis,³⁸ der sich gegen die aufklärerische Ausdünnung des Luthertums und die Verunsicherung durch die Französische Revolution wandte. Stolberg konvertierte und zog in das katholische Münster.³⁹

Heinrich Jacobi, der 1794 vor den Revolutionskriegen aus Düsseldorf nach Emkendorf flüchtete und dort einige Zeit lebte, versuchte sogar mehrfach Goethe nach Emkendorf einzuladen. Goethe antwortete ihm: „Schreibe mir doch, wie und wo Emkendorf liegt, ich finde es nicht auf der Karte“⁴⁰. Es sei bedauerlich, dass Jacobi sich „zu weit hinten in Norden“ niedergelassen habe, besser wäre ein Ort wie Dresden gewesen, „der doch mitten in der bewohnten Welt liegt, an Reizen der Natur und Kunst reich ist und von Fremden viel besucht wird“⁴¹.

Die Gäste wurden von Julia Reventlow bewirtet, die sich neben dem Haushalt um die Erziehung der Kinder ihres Gutsbezirks kümmerte. Sie selbst war ebenso literarisch produktiv und schrieb zwei Lesebücher. 1791 wurde „Sonntagsfreuden eines Landmanns“, zwei Jahre später eine in Intention und Aufbau vergleichbare Schrift mit dem Titel „Kinderfreuden oder Schulunterricht in Gesprächen“ veröffentlicht. Über die Beweggründe ihrer literarischen Produktivität gibt Julia Reventlow in der Vorrede des Buchs „Sonntagsfreuden des Landmanns“ Auskunft:

An die Emkendorfer: Ich wollte Euch so gern ein liebes Andenken schenken, damit die Erinnerung Euch beibe, auch wenn ich nicht mehr auf dieser Erde seyn werde, wie mein Herz voll Liebe an Euch allen hing; wie der Wunsch, mehr Wohlstand und Freude in Euren Hütten zu verbreiten, Euch auf eine bessere Kinderzucht aufmerksam zu machen, und mehr fromme Gedanken und gute Entschlüsse in Euch zu erwecken, meine ganze Seele erfüllte. Nehmt das Büchlein nun hin, ihr lieben Leute, und wenn durch dasselbe ein Kranker besser und vernünftiger behandelt, ein Unwissender belehrt, ein Trauriger aufgemuntert wird, oder ein Leidender auf dem Krankenlager sich getröstet fühlt: so will ich auf meine Knie

37 Vgl. ebd.

38 Vgl. ebd., S. 28.

39 Vgl. ebd.

40 Zitiert nach: Ebd., S. 10.

41 Zitiert nach: Ebd., S. 5.

fallen, Gott mit Inbrunst danken, und die Stunde segnen, in welcher ich das Büchlein für Euch schrieb.⁴²

Diese Zueignung kann als literarische Selbstinszenierung gelesen werden. Das sich ändernde Selbstverständnis des Adels, das bürgerliche Werte wie Bildung, Freundschaft und soziale Verantwortung in die alten Konzepte wie Stand und Privilegien integrierte, erforderte neue Formen der Repräsentation, die volkspädagogische Schriften boten. Julia Reventlow orientierte sich an der Hausväterliteratur und die Nähe zu Pestalozzis „Lienhard und Gertrud“ (1781/83) ist nachweisbar und Friedrich Eberhard von Rochows „Der Kinderfreund. Ein Lesebuch zum Gebrauch von Landschulen“ (1776-1779) hat sie wohl inspiriert.⁴³

Das Schreiben volksaufklärerischer Schriften war um 1800 modische Attitüde. Man bewies dadurch Bildung, dass man sich von literarisch und gesellschaftlich hoch bewerteten Vorbildern wie Rochow und Pestalozzi anregen ließ und sich ihre Texte aneignete. Die Rezeption fand vorwiegend im eigenen Milieu statt; man las die Texte in privaten und familiären Kreisen vor.

Adelsdichtung in der Familie der Grafen v. Platen

Weit über das eigene Milieu hinaus geht die Rezeption der Texte von August Graf v. Platen (1776–1835). Der adelige Dichter hat nicht nur ein beachtliches Œuvre geschaffen, das lyrische und dramatische Werke umfasst, sondern war als Meister des Sonetts und der Ghasel weit über die deutschen Grenzen hinaus bekannt. Im Zentrum seiner Werke stehen keine volkspädagogischen Tendenzen, obwohl er sich auch literarisch mit dem Guten und Idealen auseinandersetzte:

Der Gute trägt nicht allein durch ausdrückliche That und Belehrung zum Wohl anderer bei. Sein Leben gleicht vielmehr einem fruchttragenden Schattenbaume, bei dem jeder Vorübergehende Labung und Schutz findet, der uneigennützig und selbst unwillkürlich auf das umgebende Erdreich glückliche Keime austreut, wodurch er Gleiches, ihm selbst Aehnliches hervorbringt.⁴⁴

42 Reventlow, Julia: Sonntagsfreuen des Landmanns. Kiel 1791, S. 3–4.

43 Vgl. Göttisch, Silke: „Sonntagsfreuden eines Landmanns“. Zur literarischen Selbstinszenierung zweier landadliger Frauen um 1800 in Schleswig-Holstein. In: Bernd Jürgen Warneken (Hrsg.): Volksfreunde. historische Varianten sozialen Engagements. Ein Symposium. Tübingen 2007, S. 107–118, hier S. 114.

44 Platen, August Graf v.: Lebensregeln. Hergestellt nach einer Handschrift von Hanns Thaddäus Hoyer. 1817, Nr. 16.

Daneben widmete August Graf v. Platen sich selbstreflexiv der Frage, was einen wahren Dichter auszeichne:

Wen die Natur zum Dichter schuf, den lehrt sie auch zu paaren
Das Schöne mit dem Kräftigen, das Neue mit dem Wahren;
Dem leiht sie Phantasie und Witz in üppiger Verbindung.
Und einen quellenreichen Strom unendlicher Empfindung.⁴⁵

Den im Archiv der Grafen v. Platen bewahrten Werken nach zu urteilen, zeichneten diese Eigenschaften auch Sigrid von Klösterlein, die jüngere Schwester von Ilse Gräfin v. Platen Hallermund, geb. von der Marwitz, aus, die am 8. September 1884 geboren wurde. Schon als Kind war sie künstlerisch produktiv, versuchte sich an einem Ritterdrama und zeichnete Landschaften und Skulpturen, die sie auf Reisen mit ihrer Mutter in die Schweiz und nach Italien sah. Im Alter von 20 Jahren heiratete sie den Hauptmann Willy von Klösterlein und bekam mit ihm fünf Kinder. Nach der Versetzung ihres Mannes nach Metz zog die Familie von Oldenburg nach Longeville le Metz, wo ihre Novellen „Der Straßenfeger Thoma“, „Das Haus mit der Maske“ und „Die Geschwister Feuerstein“ entstanden sind. Nach der Flucht 1918 nach Weimar, der Scheidung von ihrem Mann und infolge der Inflation war Sigrid von Klösterlein auf sich allein gestellt und fand für sich und ihre Kinder Unterkunft im Hause des Grafen Dürckheim. Sigrid Höpker, ihre Tochter, erinnerte sich an diese Zeit:

Als die Not am größten war und sie in Hausarbeit und ewigen Geldsorgen zu ersticken drohte, rettete sie sich in geistige Schwerarbeit am Schreibtisch. Ich schlief damals mit ihr im selben Zimmer: mein eisernes Gitterbett stand an einem Vorhang, der den großen Raum in Wohn- und Schlafzimmer teilte. Abends konnte ich die Schreiberin durch einen Spalt des Vorhanges beobachten, wie sie – in eine rotbraune Plüschdecke gehüllt – an ihrem Biedermeiersekretär saß. Sie wandte mir den Rücken zu, mit der Rechten malte sie ihre große Schrift, vor ihr stand eine Tasse Kaffee und – oh Luxus und Sünde! – ab und zu sog sie an einer Zigarette! Mit ihrer Linken knetete sie geballte Formulierungen aus der Luft, strich alles wieder aus, zerknüllte verzweifelt Manuskriptseiten und rang von neuem mit dem Wort.⁴⁶

Die Sommerferien verbrachte die Familie regelmäßig in Weissenhaus und auch während des Jahres half Ilse Gräfin v. Platen ihrer Schwester mit Geld und Holsteiner Schinken. Sigrid von Höpker schreibt:

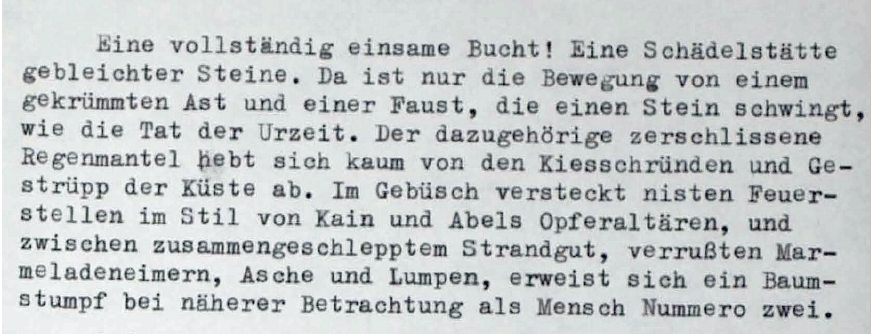
45 Platen, August Graf v.: Die verhängnisvolle Gabel. 2. Akt.

46 Sigrid von Klösterlein: Novellen. Bonn 1995, Vorwort.

Von aller äußerer Not merkten wir wenig; wir hatten die schönste Kindheit! Kam ein Honigkuchenpaket von den Großeltern aus Oldenburg oder Mettwurst und Schinken aus Weissenhaus, so stürzten wir darüber her bis zur nächsten ‚Durststrecke‘.⁴⁷

Sigrid von Klösterlein widmete ihrer Schwester Ilse eine ihrer Novellen. In „Die Schwarze“ wird erzählt, welch unbeschwerte Sommerferien die Enkel auf dem Hof ihres Großvaters verbringen und wie sie sich diese kostbare Zeit auch nicht von der Schwarzen, einer schwarz gekleideten Verwandten, die am Erbe beteiligt sein möchte, verderben lassen.

Sigrid von Klösterleins Erzählung „Monarchen“ spielt in Weissenhaus, genauer auf dem Brök.



Eine vollständig einsame Bucht! Eine Schädelstätte
gebleichter Steine. Da ist nur die Bewegung von einem
gekrümmten Ast und einer Faust, die einen Stein schwingt,
wie die Tat der Urzeit. Der dazugehörige zerschlossene
Regenmantel hebt sich kaum von den Kiesschründen und Ge-
strüpp der Küste ab. Im Gebüsch versteckt nisten Feuer-
stellen im Stil von Kain und Abels Opferaltären, und
zwischen zusammengeschlepptem Strandgut, verrußten Mar-
meladeneimern, Asche und Lumpen, erweist sich ein Baum-
stumpf bei näherer Betrachtung als Mensch Numero zwei.

Abb. 14: 1932-04-28 Monarchen von Sigrid von Klösterlein⁴⁸

Die tiefgreifende Metaphorik und der ästhetische Sprachstil dieses Auszugs wie der Novellen von Sigrid von Klösterlein insgesamt zeigen das hohe literarische Niveau der Künstlerin, das auch ihre Tochter im Andenken an ihre Mutter, die 1953 im Alter von 69 Jahren starb, betont:

[...] wir können dankbar sein, wenn wir in uns etwas von dieser Mutter, Großmutter, Urgroßmutter, Ahne wiederfinden. Wer hat von ihr die Gabe, die Dinge zu suchen und zu sehen und in eine künstlerische Form zu bringen; wer hat die scharfe Beobachtungsgabe, kritisch und auch ironisch; wer hat die heitere Art, wer den Sinn für Wortspiele, Worterfindungen und wer die große, warme Herzlichkeit?⁴⁹

⁴⁷ Ebd.

⁴⁸ Archiv der Grafen v. Platen: 1932-04-28 Monarchen von Sigrid von Klösterlein.

⁴⁹ Sigrid von Klösterlein: Novellen. Bonn 1995, Vorwort.

Schluss

Diese Auswahl an Werken der Adelsdichtung aus dem Archiv der Grafen v. Platen bezeugt nicht nur die im Norden gelegene von Lohmeier so benannte „weltliterarische Provinz“, sondern kann als kulturelles Zeugnis des Verhältnisses von Adel bzw. Adeligkeit und Literatur gelesen werden. Die Rezeption dieser Texte stößt zum einen gemeinsame Sinnbildungsprozesse von Adel und Adeligkeit an, zum anderen aber auch die Reflexion über das Dichten und die Literatur sowie ihre kulturelle Funktion im Allgemeinen. Als Medien des kulturellen Gedächtnisses offerieren die Texte die Möglichkeit, kulturelle Konzepte und Vorstellungen festzuhalten und für andere Generationen erfahrbar zu machen. Dabei fungieren sie jedoch nicht – weder im Kontext ihrer Entstehung, noch in anderen, späteren Zusammenhängen – als neutrale Träger von kulturellem Wissen, sondern konstruieren und konstituieren Kultur: „Was sie zu enkodieren scheinen – Wirklichkeits- und Vergangenheitsversionen, Werte, Normen, Identitätskonzepte – erzeugen sie vielmals erst.“⁵⁰

So ist Adelsdichtung nicht nur Dichtung von und für den Adel, dessen Produktion und Rezeption der Freizeitbeschäftigung und (literarischer) Bildung dient, sondern fungiert darüber hinaus als Instrument der Selbstreflexion sowie der Selbstinszenierung und Stabilisierung des kulturellen Paradigmas ‚Adel‘.

50 Erll, Astrid: Literatur als Medium des kollektiven Gedächtnisses. In: Dies. / Ansgar Nünning (Hrsg.): Gedächtniskonzepte der Literaturwissenschaft. Theoretische Grundlegung und Anwendungsperspektiven. Berlin 2005, S. 249–276, hier S. 252.

Du kamst, du gingst mit leiser Spur ... **Säuglings- und Kindersterblichkeit in der** **Gemeinde Hohenstein 1771–1833**

Ab dem ersten Viertel des 16. Jahrhunderts verzeichneten die Gemeindepfarrer „Tauf- (Geburts-), Heirats- und Sterbefälle [...], die sich in der Pfarrei ereigneten“¹, in Kirchenbüchern. Ab 1775 wurde es zur Pflicht, Zweitschriften der Kirchenbücher anzulegen, die „der Obrigkeit als umfassende Unterlagen für [ihre] fiskalischen, militärischen oder statistischen Zwecke [dienten]. Im Rahmen der Gesundheitsfürsorge wurden z. B. Pockenschutzimpfungen vermerkt.“² Das Kirchenbuch wurde zu einem amtlichen Register.

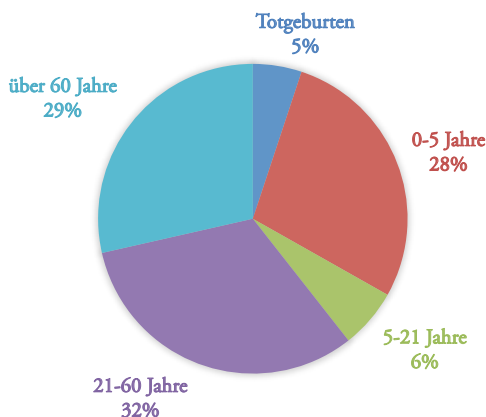
Die folgende Darstellung bezieht sich auf ein Kirchenbuch der Gemeinde Hohenstein³, in dem Taufen, Hochzeiten und Sterbefälle für die Jahre 1771–1833 verzeichnet sind. Das Totenregister, das diesem Vortrag zugrunde liegt, weist mehr als 600 Einträge auf. Die Eintragungen nennen die Namen mit Sterbe- und Begräbnisdaten und geben, soweit bekannt, Auskunft über Familienverhältnisse und Todesursache.

Es fällt auf, dass die totgeborenen und die zwischen der Geburt und der Vollendung des fünften Lebensjahres verstorbenen Kinder mit 215 Eintragungen etwa ein Drittel aller Sterbefälle im angegebenen Zeitraum ausmachen. Dieser Wert erscheint uns heute exorbitant hoch, da die Säuglings- und Kindersterblichkeit nach Unterlagen des Bundesamtes für Bevölkerungsforschung auf 3,3 pro Tausend gesunken ist.⁴

-
- 1 Minert, Roger P.: Alte Kirchenbücher richtig lesen. Hand- und Übungsbuch für Familiengeschichtsforscher. Wuppertal 2008, S. 11.
 - 2 Landeskirchliches Archiv Evangelisch-Lutherische Kirche in Norddeutschland (Hg.): Die Kirchenbücher im Kirchkreis Schleswig. Kiel 2015, S. 4.
 - 3 Zu den Kirchenbüchern der Kirchengemeinde Hohenstein siehe: Grevels, Christoph; Hader, Jan; Pötters, Julia; Senft, Robert; Tenhaef, Katja: Kirchenbücher im Kontext der Regionalforschung. Die Aufzeichnungen des Pastors Friedrich G. Göttig. In: Cölfen, Hermann; Helmer, Karl u. Herchert, Gaby (Hg.): „Aller Ehre werth und nicht leicht zu ersetzen...“. Bewahrung, Erschließung und Interpretation von Archivbeständen. Schriftenreihe der AEET, Bd. 1. Duisburg 2012, S. 53–70.
 - 4 Vgl. <http://www.bib-demografie.de/SharedDocs/Glossareintraege/DE/S/saeuglingssterblichkeit.html> (letzter Zugriff: 16.08.2017).

Eine Auswertung der Sterbedaten unter Berücksichtigung des Sterbealters ergibt folgendes Bild:

**TODESALTER DER VERSTORBENEN GEMEINDE
HOHENSTEIN 1771-1883**



Im Folgenden wird versucht zu erkunden, welche Gründe für die hohe Sterblichkeitsrate erkennbar werden.

Entbindung

Um 1800 war es üblich, Kinder mit Hilfe erfahrener Nachbarinnen oder unter der Aufsicht einer Hebamme zu Hause zu gebären. Jedem Bezirk wurde zu dieser Zeit eine Hebamme zugeordnet, die sich um alle Schwangeren ohne Ansehen von Stand und Person zu kümmern hatte. Ihre Möglichkeiten waren begrenzt, da sie weder Medikamente selbst herstellen noch schmerzlindernde Mittel verabreichen durfte. Wenn Komplikationen während der Geburt befürchtet wurden oder auftraten, war die Hebamme verpflichtet, einen Arzt hinzuzuziehen. Die Zeit bis zum Eintreffen des Arztes barg für Mutter und Kind hohe Risiken, wie die folgenden Beispiele zeigen:

[am 28. Januar 1779] ward Hans Everts Frau Lucie in einem Alter von 35 Jahren begraben. Sie / starb in Kindsnöthen ohne Entbindung vom Kinde.⁵

⁵ Kirchengemeinde Hohenstein(= KGH), Kirchenbuch 1771-00-00. Verstorbenenregister, S. 20, 1779, Nr. 1.

[Den 5. Mai 1776] ist Elisabeth *Lucia Henrietta* Stän- / ders Küchen <Dirne> von Farve mit ihren Todtgebohren / Hur – Kinde begraben. *Friedrick / Frenckel* Musicus auf *Farven* soll Vater / seyn und ist sie 30 Jahr alt worden.⁶

ward begraben [den 5. Januar 1871] Lucie Gradersch Ehefrau von Friedrich Gradert mit welchem / sie 13 Jahre in der Ehe gelebt, 6 Kinder geboren wovon 4 am Leben, in einem Alter / von 44 Jahren. Sie starb beÿ allem Gebrauch der Arzneÿmittel nach dem / letzten Wochenbette in der 3 ten Woche an der Wassersucht.⁷

[am 26. März 1785] ward begraben Lisbeth Glusings 12 jährige Ehefrau von Friedrich Glusing welchem sie 7 / Kinder geboren welche das Letzte ausgenom[m]en noch am Leben. Am 5 ten Tage nach der / Geburt dieses letzten Söhnleins starb sie in einem Alter von 41 Jahren.⁸

Auch für die Neugeborenen waren die ersten Tage und Wochen nach der Geburt lebensgefährlich:

[den 30. Januar 1789] ward begraben Martin Hinrich ein Söhnlein des H[errn]: Verwalters / Goldenstedt auf Farve welches er mit dem Mädchen Abel Kata- / rina Bortels ausser der Ehe gezeugt hatte in einem Alter von 8 Tagen.⁹

Wurde das am 1 sten Januar ha getaufte Zwillingspar / *Johanna Dorothea Elisabeth Rüss* und *Margaretha / Sophia Rüss* begraben. Die Mutter dient auf / Weisenhaus beÿ dem Pächter H. Harf und heist *Ma-ria Christina Rüss*, und ihr Mann welcher ihrer / Aussage nach von ihr gegangen ist heist *Johann / Jochim Rüss*. Eins der Kinder wurde 18 / das andere 19 Tage alt.¹⁰

Margareta Charlotte Tielmann uneheliche Tochter des Müllerlehrlings auf *Knippshagen*, *Carl August Tielmann*, und / des bisherigen Dienstmädchens auf *Ehlerstorf*, / Catharina Elisabeth Wegener, aus *Grammdorf* / starb in *Grammdorf* in einem Alter von / 1 Mon. und 8 Tagen, an Krämpfen.¹¹

Eines der früh verstorbenen Kinder wurde nicht zu Hause, sondern im Kieler Entbindungshaus geboren:

6 Ebd., S. 19, 1776, Nr. 7.

7 Ebd., S. 21, 1781, Nr. 3.

8 Ebd., S. 24, 1785, Nr. 4.

9 Ebd., S. 28, 1789, Nr. 2.

10 Ebd., S. 49, 1806, Nr. 1 und 2.

11 Ebd., S. 103, 1828, Nr. 2.

Johann Hinrich Schomacker, ein unehel / [iches] Zwillingsskind von dem Mädchen *Lucia* Char / lotta Henrietta Lau und dem Dienstknecht in / Harmsdorf Johann Gottlieb Christian Shoma / ker. Er starb auf dem Hofe Farve, wo die Mut / ter zur Zeit ist und wurde 11 Wochen alt. Es / soll in Kiel auf dem Entbindungshause geboren / und getauft sein¹²

Ab der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurden in größeren deutschen Städten Gebäranstalten eröffnet, die der Ausbildung von Hebammen und Medizinstudenten am lebenden Objekt dienen sollten.¹³ Vor allem ledige und bedürftige werdende Mütter wurden dort bis kurz nach der Entbindung unentgeltlich betreut, wenn sie ein Schreiben des Predigers ihrer Heimatgemeinde beibrachten, das ihre Gemeindezugehörigkeit und ihre Bedürftigkeit bestätigte. Allerdings mussten die Frauen einen Teil ihrer persönlichen Freiheit aufgeben.¹⁴ Sie mussten zustimmen, als Anschauungs- und Übungsobjekt bei der Ausbildung von Hebammen zur Verfügung zu stehen und nach der Geburt leichte Arbeiten im Geburtshaus zu übernehmen. Frauen, die mit den nötigen finanziellen Mitteln ausgestattet waren, konnten ihr Kind in Geburtshäusern anonym zur Welt bringen.¹⁵

Dieser Eintrag ist der einzige, der auf eine Geburt außerhalb der eigenen Gemeinde hinweist. Außereheliche Geburten wurden offensichtlich nicht als problematisch angesehen. Auch bezüglich der Sterblichkeit von ledigen oder verheirateten Müttern oder unehelichen und ehelichen Kindern ist in den Eintragungen kein Unterschied festzustellen. Insgesamt belegt das Totenregister 27 uneheliche Säuglinge, die entweder schon tot geboren wurden oder innerhalb der ersten fünf Lebensjahre verstarben. In mehr als der Hälfte der Fälle (18-mal) war der Vater bekannt, in vier Fällen ging man von einer angeblichen Vaterschaft aus und fünfmal konnte oder wollte der Vater nicht angegeben werden.

[den 6. November 1790] ward begraben Daniel Niklas ein uneheliches Söhnlein des / vormaligen Schreibers auf Farve Mr: Kien und / des Mädchens Lucie Henriette Wegners, im 5ten Jahre / seines Alters.¹⁶

12 Ebd., S. 83, 1820, Nr. 3.

13 Vgl. Schwittai, Yvone: Zur Geschichte der Frauenkliniken der Charité in Berlin von 1710 bis 1989 unter besonderer Berücksichtigung baulicher und struktureller Entwicklungen. Diss. Berlin 2012, S. 10.

14 Vgl. Dorn, N.: Schleswig-Holsteinische Medicinalverfassung in einer systematischen Reihe von Verordnungen dargestellt und mit einer kritischen Einleitung versehen. Heide 1834, S.16f., § 7.

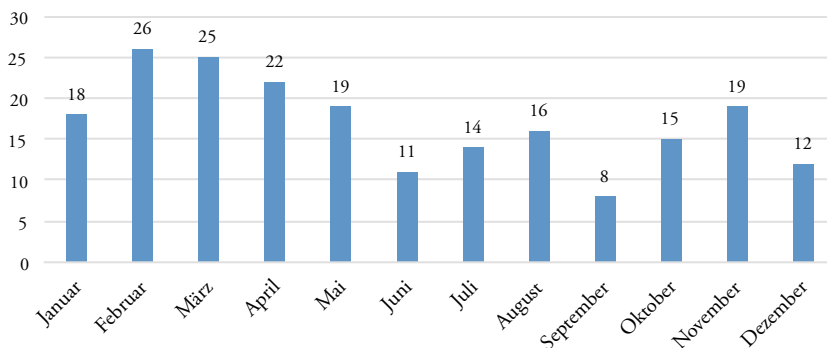
15 Vgl. ebd., S. 17, § 8.

16 KGH, Kirchenbuch 1771-00-00, Verstorbenenregister, S. 31, 1790, Nr. 10.

Leben und Sterben im Jahresverlauf

Betrachtet man die Sterblichkeitsrate im Jahresverlauf, fallen vor allem zwei Spitzen auf. Eine zeigt sich am Jahresanfang in den Monaten Februar bis April, die zweite im November.

Anzahl der verstorbenen Säuglinge und Kleinkinder
(inkl. Totgeburten) im durchschnittlichen Jahresverlauf



Im November kann mit ersten starken Kälteeinbrüchen und übermäßiger Nässe gerechnet werden. Bei Menschen mit schwacher gesundheitlicher Konstitution oder noch nicht voll ausgeprägtem Immunsystem kann diese Witterung schnell zu Infekten führen. Dasselbe gilt für die Übergangsphase vom Winter ins Frühjahr, in der das Wetter unbeständig zwischen Kälte, Nässe und ersten wärmeren Phasen schwankt. Hinzu kommt der Umstand, dass in diesem Zeitraum die Vorräte der letzten Ernte zur Neige gingen, was eine ausreichende Grundversorgung schwierig machte. Die komplizierte Ernährungslage in Kombination mit der wechselhaften Witterung begünstigte Krankheiten und Infekte, die schwache und anfällige Personen zuerst befielen. Erkältungskrankheiten und Atemwegsinfekte, die mit Brustbeschwerden, Brustkrankheit oder Brustkrämpfen betitelt wurden, hatten in diesen Übergangsphasen Konjunktur. Ob es sich dabei um Krankheiten handelt, die heute als Bronchitis, Lungenentzündung oder Tuberkulose bezeichnet werden, lässt sich nicht mit Sicherheit sagen.

Einmal wird Erkältung als Todesursache angegeben:

[am 14. Februar wurde] Sophia Johanna Kock, des Arbeits- / mannes Joachim Hinrich Kock in / Grammdorf, und der Hedwig, geb. / Beck,

ehel. Tochter, geboren in Wangels, [begraben. Sie] / starb in Folge starker Erkältung, in / einem Alter von angeblich 1 Jahre.¹⁷

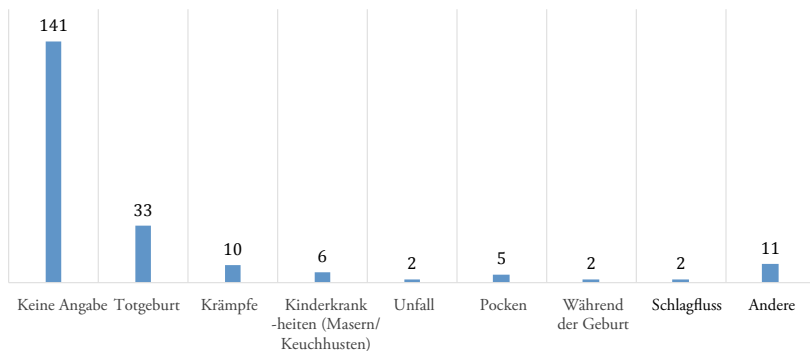
Andere Einträge nennen Brustbeschwerden, Brustkrankheiten oder Brustkrämpfe:

[am 1. März 1828 wurde begraben] *Charlotte Dorothea Stender*, unehel. Tochter / der *Dorothea Lucia Johanna*, geb. *Gradert*, / in *Grammdorf*, (seit 1826 den 13 t[en] Mai / Ehefrau des *Casper Hinrich Conrad Kühl* / daselbst) – und des Knechts *Christopher / Stender*, war geboren in *Wangels*, und / starb an Brustbeschwerden, in einem Al- / ter von angeblich 2 ½ Jahren.¹⁸

[am 2. März 1830 wurde] *Ernst Hinrich Friedrich Kühl*, des / *Casper Hinrich Conrad Kühl*, Arbeits- / mannes in *Grammdorf*, und der *Dorothea / Maria*, geb. *Gradert*; ehel. Sohn [begraben]; geboren / 30 Mai 1829; starb an einer Brustkrankheit, / alt 8 Mon. 26 Tage.¹⁹

[am 18 Februar 1830 wurde] *Anna Elisabeth Christiana Kühl*, des / Farver Kuhhirten *Hinrich Kühl* in *Ho- / henstein Grammdorf*, und der *Anna Catharina*, geb. *Grammer*, ehel. Tochter [begraben]; / geboren 1826 den 17 t[en] Novbr., starb an / Brustkrämpfen, in einem Alter von 3 Jahren, / 2 Mon. 27 Tagen.²⁰

TODESURSACHE DER SÄUGLINGS- UND KLEINKINDER IN DER GEMEINDE HOHENSTEIN 1771–1833



17 Ebd., S. 128, 1830, Nr. 7.

18 Ebd., S. 103/104, 1828, Nr. 4.

19 Ebd., S. 130, 1830, Nr. 10.

20 Ebd., S. 130, 1830, Nr. 8.

Krankheiten

Spezifische Krankheiten werden als Todesursache nur selten genannt. Dabei muss bedacht werden, dass das erste vollkommen auf Kinder spezialisierte Krankenhaus, das *Hôpital des enfants malades*, 1802 in Paris eröffnet wurde. Eine der ersten Kinderstationen in Deutschland wurde in der *Berliner Charité* 1829 eingerichtet.²¹ Die Pädiatrie steckte zu dieser Zeit noch in ihren Anfängen, nur wenige Kinderkrankheiten waren ausreichend erforscht. Zudem waren die Ärzte bei der Diagnose auf die Aussagen der Mütter angewiesen, die die Symptome oft nur unzureichend beschreiben konnten. Die wenigen Krankheiten, die eindeutig benannt wurden, waren Masern, Pocken bzw. Blattern, Keuchhusten und Diphtherie.

Masern

Im 19. Jahrhundert war eine Unterscheidung zwischen Masern, Scharlach, Pocken und Röteln aufgrund fehlender Kenntnisse problematisch, so dass sich hinter der Bezeichnung Masern unterschiedliche Krankheiten verbergen können:

[am 29. Oktober 1790] ward begraben ein Töchterlein Namens Elisabeth von Hans / Hinrich Ruß und seiner Frau Elisabeth in einem Alter von / 1 ½ Jahren. Es starb an den Masern.²²

[am 5. Juli 1802 wurde] *Jochim Christopher Jürger*, des Insten in Grdf. / *Johann Friederich Jürger* Sohn Alt 1 Jahr 7 Woche [begraben] / Starb an den Masern²³

[am 12. Mai 1821 wurde] *Adolph Wilhelm Julius Schmidt* des / Schulmeisters Zu Grammdorf *Claus / Hinrich Schmidt* und der *Christina / Margaretha* geb *Bielfeld* Sohn [begraben]. Alt 1 Jahr / weniger 4 Wochen. Er starb an den Masern²⁴

21 Vgl. Grauel, E. L.: Universitätskinderklinik an der Berliner Charité. In: Monatsschrift Kinderheilkunde (8) 2004, S. 902.

22 KGH Kirchenbuch 1771-00-00, Verstorbenenregister, S. 31, 1790, Nr. 9.

23 Ebd., S. 44, 1802, Nr. 4.

24 Ebd., S. 87, 1821, Nr. 4.

Pocken

Impfungen gegen Pocken wurden bereits seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts durchgeführt. Doch diese vorbeugende Maßnahme verbreitete sich nur langsam und war in ihrer Anwendung umstritten. Während einer Epidemie 1775 und einem erneuten Auftreten der Krankheit 1793 sind im Totenregister insgesamt 5 Kinder vermerkt, die zu der untersuchten Gruppe gehörten und an den sogenannten *Blattern* starben:

ist begraben *Lucia Magdalena Frie- / drich Voss* Kathners in Grammendorffen / Töchterlein [am 1. Oktober 1775]. Es starb 24 Wochen alt an Blattern²⁵.

ist begraben [am 2. Dezember 1775] *Henrich Friedrich / des Kuhhirten von Meißenns Dorff / [unleserlich] <Stopfer> Köhl* (Johan Kähler Käthners in / Grammdorff Sohns) Kindlein. Er / ist 1 ½ Jahr alt an Blattern gestorben.²⁶

Eine flächendeckende Anwendung präventiver Impfungen gegen diese Krankheit wird in der Gemeinde Hohenstein erst ab den 1830er Jahren durch die Eintragungen im Heiratsregister greifbar. Braut und Bräutigam mussten durch Atteste nachweisen, entweder gegen Pocken geimpft zu sein oder die Krankheit bereits gehabt zu haben, da eine zweite Infektion dadurch ausgeschlossen war.

Keuchhusten

Keuchhusten ist eine durch Tröpfcheninfektion übertragene, hoch ansteckende Erkrankung der Atemwege. Der Erreger konnte 1906 nachgewiesen werden,²⁷ heute kann dieser Krankheit durch eine einfache Schluckimpfung vorgebeugt werden, die jedoch regelmäßig aufgefrischt werden muss. Häufig steckten sich die Kinder gegenseitig an, wie wohl auch im folgenden Fall zweier Schwestern:

[am 24 Juni, resp. 4. Aug wurden begraben] *Catharina Dorothes Seemann*, des Zieglers / auf Einhaus Peter Adolf Seemann Tochter / Alt 2 Monate

25 Ebd., S. 14, 1775, Nr. 9.

26 Ebd., S. 15, 1775, Nr. 16.

27 Vgl. Versteegh, Florens/Schellekens, Joop/ Fleer, André/Roord, John: Pertussis: a concise historical review including diagnosis, incidence, clinical manifestations and the role of treatment an vaccination in management. In: Reviews in Medical Microbiology Vol. 16 No. 32005, S. 83.

– Starb an dem Keuchhusten / [und] *Catharina Maria Seemann* Des Zieglers auf / Einhaus Tochter, welcher *Peter Adolf Seemann* / heist Alt 2 Monate – Starb an dem Keuchhusten.²⁸

Diphtherie

Weit verbreitet war im 19. Jahrhundert Diphtherie, der so genannte *Würgeengel der Kinder*. Bakterien auf den Schleimhäuten im Hals und im Rachenraum lassen das Gewebe absterben. Im Verlauf schwellen die Atemwege zu und führen zum Tod durch Ersticken.²⁹ Ein Luftröhrenschnitt versprach Linderung, barg jedoch wegen mangelhafter chirurgischer Kenntnisse der behandelnden Ärzte und fehlender hygienischer Maßstäbe enorme Risiken. Im Totenregister ist Diphtherie unter dem volksläufigen Namen Halsbräune erfasst:

[am 19. März 1829 wurde] *Carl Friedrich Voss*, ehel. Sohn des Halbhüfners / in der Schaafweide bei Grammdorf, *Christopher* / *Hinrich Voss*, und der *Charlotta Elisabeth*, geb. / *Gradert* [begraben], geboren 1824 den 8 t[en] *Novbr.* starb an der / Halsbräune, alt geworden 4 J[ahre] 4 M[onate] 8 T[a]g[e].³⁰

Krämpfe

Neben heute noch nachvollziehbaren Krankheitsbezeichnungen finden sich unspezifische Bezeichnungen, die keinen Aufschluss über die genaue Todesursache geben. Ein häufig genannter Grund für den vorzeitigen Tod sind Krämpfe, die auf Erkrankungen des Magen-Darm-Trakts oder Folgen falscher oder mangelhafter Ernährung weisen.³¹

[am 10. Januar 1830 wurde] *Ernst Johann Christian Gradert*, des Ernst Wilhelm Gradert, Hufenpächters / in Grammdorf, und der Lucia, geb. /

28 KGH Kirchenbuch 1771-00-00, Verstorbenenregister, S. 53, 1807, Nr. 10 und 11.

29 Vgl. Hottinger, A.: Die Diphtherie. In: Bergmann, G. v./ Frey, W./Schwiegk, H. (Hg): Handbuch der inneren Medizin. Erster Band, Erster Teil. Infektionskrankheiten. Berlin und Heidelberg 1952, S.1243ff.

30 KGH Kirchenbuch 1771-00-00, Verstorbenenregister, S. 114, 1829, Nr.3.

31 Vgl. Vasold, Manfred: Grippe, Pest und Cholera. Eine Geschichte der Seuchen in Europa. Stuttgart 2008, S. 187. „Als häufigste Todesursache der Säuglinge wurden seinerzeit genannt: „Abzehrung“ (infolge Nahrungsmangel), „Krämpfe“, „Fraisen“ und „Convulsionen“ – mit all diesen Begriffen bezeichnete man damals Krankheiten, die dann auftraten, wenn Säuglinge falsche oder verdorbene Kost bekamen.“

Stender, ehel. Sohn; geboren 1830 den 17t[en] Januar, starb an Krämpfen, in einem Alter von 20 Tagen.³²

[den 30. Januar 1828 wurde begraben] *Johann Friedrich*, des *Wulf Hass*, Bauknechts / auf *Friederikenhof*, und Häuerlings in *Gramm- / dorf*, und seiner *Ehefrau Christina Margare- / tha Anna*, geb. *Evers*, Sohn: starb an Kräm- / pfen, bald nach empfangener Taufe, in einem / Alter von 13 Tagen.³³

[den 19. Mai 1829 wurde begraben] *Johann Hinrich*, des Häuerlings und Arbeiters / zu *Hohenstein*, *Christian Hinrich August Horn*, / und der *Maria*, geb. *Nielsdatter*, ehel. Sohn, / starb an Krämpfen, in einem Alter von 2 Mo- / naten und 20 Tagen.³⁴

Ebenso unspezifisch ist die Bezeichnung Auszehrung, die auf Mangelerscheinungen oder Leiden verweist, die mit starkem Kräfteverfall einhergingen wie z. B. Krebs oder Tuberkulose:

[am 20. November 1832 wurde] *Wilhelm Bohnhof*, in *Mühlenteich* bei / *Weissenhaus*; des *Hans Behrend / Bohnhof*, Knechts in *Wasbock*, / und der *Catharina Jürgens*, Meie- / reimädchens auf *Putlos*, unehelicher / Sohn [begraben], angeblich geboren in *Wasbock*, / und alt geworden 1 Jahr 3 Wochen, / starb an der Auszehrung.³⁵

Bei über 50% der verstorbenen Säuglinge und Kleinkinder wurde keine Todesursache genannt, sondern lediglich festgehalten, dass ein Begräbnis stattfand. Es war keine Selbstverständlichkeit, dass Kinder das erste Lebensjahr überstanden. Viele Eltern verloren einen Teil ihrer Nachkommenschaft schon in sehr jungen Jahren. So finden sich in den kurzen Lebensläufen, die der Prediger von verstorbenen Frauen aufzeichnete, etwa folgende Angaben:

[den 24 Februar 1773] ward *Lene Eberts* Hans *Eberts* des / Kuhhirt in Doff Frau begraben. Sie hat / 10 Kinder gebohren deren 5 im Leben / die übrigen aber ihr in d[ie] Ewig[ei]t vorge / gangen sind³⁶

[den 8. Juni 1809 wurde begraben] *Elisabeth Kühl* Zu *Hohenstein* [...] Sie ist Zweymal verheirathet gewesen. Das erste / mal mit *Christopher Horn*, mit ihm hat sie 7 Töchter / erzeugt wovon nur eine mit

32 KGH Kirchenbuch 1771-00-00, Verstorbenenregister, S. 128, 1830, Nr. 6.

33 Ebd., S. 103, 1828, Nr. 1.

34 Ebd., S. 119, 1829, Nr. 12.

35 Ebd., S. 157, 1832, Nr. 16.

36 Ebd., S. 8, 1773, Nr. 7.

Namen Charlotta Amalia / lebt u[nd] an den Zimmerman *Caj Horn* verheirathet / ist.³⁷

Nottaufe

Neben der Angabe, ob ein Kind ehelich oder unehelich geboren wurde, ist auch vermerkt, ob es getauft war. Bisweilen wurden auch Nottaufen von Kindern im Mutterleib (intrauterine Taufe)³⁸ oder kurz nach der Geburt vorgenommen.

So heißt es von dem 1828 verstorbenen Christian Koll:

Christian Friedrich, ein gleich nach Em- / pfang der Nothtaufe (durch die Bleckendor- / fer Hebamme *Christina Kardelen* vollzogen) / verstorbenes ehel. Söhnlein des Schmidts / zum Etz, Guts Weissenhaus, Christian / Friedrich Koll, und seiner Ehefrau Ca- / tharina Dorothea, geb. Schroe- der. / (Alt geworden: etliche Stunden)³⁹

Stille Beisetzung

Einige Einträge schließen mit den Worten „in der Stille begraben“:

Catharina Margaretha Kuhl. Des Farver Kuhhirten / Tochter alt 4 Wochen. In der Stille beerdigt.⁴⁰

Eine Stille Beisetzung fand, um den Tagesablauf nicht zu stören und keine Arbeitszeit zu verlieren, abends oder früh morgens statt. Sie war möglichst schlicht gehalten, „wenn [sie] nicht überhaupt unter Ausschluss der Öffentlichkeit, ja sogar ohne Beteiligung der Eltern und Geschwister stattfand.“⁴¹

Einzelgrab und Bestattung mehrerer in einem Sarg

Dieser Hang zur Einfachheit, der bisweilen an einen für uns heute schwer nachzuvollziehenden Pragmatismus heranreichte, zeigt sich auch in dem Brauch, mehrere Personen in einem Sarg zu bestatten. Fiel der Tod eines

37 Ebd., S. 57f., 1809, Nr. 9.

38 Vgl. Sörries, Reiner: Großes Lexikon der Bestattungs- und Friedhofskultur. Braunschweig, 2002. S. 168.

39 KGH Kirchenbuch 1771-00-00, Verstorbenenregister, S. 112, 1828, Nr. 17.

40 Ebd., S. 36, 1795, Nr. 2.

41 Sörries, Reiner: Großes Lexikon der Bestattungs- und Friedhofskultur. Braunschweig 2002, S. 165.

Kindes mit dem Tod der Mutter zusammen, wurden beide in einem Sarg bestattet, wie Catharina Reimers, die 1833 mit einem ihrer Zwillingsskinder begraben wurde:

Frau Catharina Dorothea Johanna / Reimers, geb. Kadel [...] *Defuncta* starb am vierten Tage nach / der Entbindung von einem todtgeborenen weib- / lichen, und einem lebenden männlichen Zwi- / lingskinde, mit welchem Ersteren sie in Ei- / nem Sarge beerdigt wurde. Sie hatte / ein Alter erreicht von angeblich *circa* 45 Jahren.⁴²

Tot geborene oder sehr jung verstorbene Säuglinge konnten auch zu anderen Leichen in den Sarg gelegt werden. Dies wird aus zwei aufeinander folgenden Eintragungen im Jahr 1833 sichtbar:

Nr.1 Johanna Elisabeth Friederika Horn, / des Arbeitsmannes Christoph Hinrich / August Horn zu *Hohenstein*, und der / *Maria*, geb. *Niels – Datter*, ehel. Tochter, / geboren 1824 den 26 März, starb an / Scharlach Frieseln, in einem Alter von / 8 Jahren, 9 Mon. 17 Tagen. / Nr. 2 Ein todtgeborenes Kind weiblichen Geschlechts des / Hufenpächters *Wilhelm Ruess*, in *Gram[m]- / dorf*, und seiner Ehefrau *Elisabeth*, geb. / *Horn*, (kam mit Nr. 1 in Ein Grab.)⁴³

Die Angaben des Hohensteiner Kirchenbuchs passen in das Bild, das andere regionale Untersuchungen zur Säuglings- und Kindersterblichkeit in dieser Zeit zeichnen. Betrachtet man den gesamtdeutschen Raum, lässt sich ein deutliches Nord-Süd-Gefälle ausmachen.⁴⁴ Während in Norddeutschland ca. 30 % aller Säuglinge vor Vollendung des 1. Lebensjahres starben, war die Zahl in süddeutschen Regionen wie Bayern mit 40–50% ungleich höher.⁴⁵ Als Gründe dieser regionalen Divergenzen werden klimatische Bedingungen, der Ernährungsstatus der Bevölkerung und hygienische Verhältnisse angenommen.⁴⁶ Auch wird darauf verwiesen, dass Mütter in süddeutschen Gebieten seltener selbst stillten als in Norddeutschland.⁴⁷ Auffällig ist, dass in Städten

42 KGH Kirchenbuch 1771-00-00, Verstorbenenregister, S. 162, 1833, Nr. 9.

43 Ebd., S. 158, 1833, Nr. 1 und 2.

44 Vgl. Vögele, Jörg: Wenn das Leben mit dem Tod beginnt – Säuglingssterblichkeit und Gesellschaft in historischer Perspektive. In: *Historical Social Research* 34,4. 2009, S. 67.

45 Vgl. Ehmer, Josef: Bevölkerungsgeschichte und historische Demografie 1800–2000. *Enzyklopädie deutscher Geschichte*, Band 71. München 2004, S. 92.

46 Vgl. ebd., S. 94.

47 Vgl. Gehrman, Rolf: Säuglingssterblichkeit in Deutschland im 19. Jahrhundert. In: *Comparative Population Studies – Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*, 36,4. 2011, S. 810.

die Überlebenschancen für Säuglinge und Kleinkinder deutlich geringer waren als auf dem Land.⁴⁸

48 Vgl. Gehrman, Rolf: Infant mortality in town and countryside: northern Germany, ca. 1750–1850. In: *The History of the Family* 7. 2002, S. 545.

Heilige Einsiedler und unzüchtige Pfaffen. Zu mittelniederdeutschen Exempelsammlungen des Mittelalters

I. Ein Ermordeter als Zeuge

Was hat Edgar Allan Poe (1809–1849), der Meister der Schauererzählung und der Kriminalgeschichte, mit dem Mittelalter zu tun? Auf den ersten Blick wenig; doch finden sich in seinen düsteren Geschichten Stoffe und Motive, die auf eine lange Geschichte zurückverweisen können.¹

Die schaurigen und die kriminalistischen Momente kombiniert Poe in der Kurzgeschichte ‚Thou art the man‘ (‚Du bist der Mann‘, 1844),² die ganz auf einen fatalen Moment hin komponiert ist: den Augenblick, in dem ein Mörder eine Kiste öffnet. Statt der vermuteten Weinlieferung enthält die Kiste aber die halbverweste Leiche seines Opfers, die sich aufrichtet und ihn beschuldigt, der Mörder zu sein. Der Schuldige gesteht die Tat und stirbt vor Schreck.

Neben dem geballten Einsatz auktorialer Moral – die spiegelnde Strafe folgt auf dem Fuße und nicht ohne das vorherige Geständnis, das einen fälschlich Verurteilten entlastet – bietet Poe für diese Geschichte zudem eine kriminalistisch überzeugende Erklärung für die eigentlich unmögliche Auferstehung. Die außergewöhnliche Präsentation der Leiche war nämlich ein Plan des Ich-Erzählers – in den meisten Geschichten ein unverdächtiger Teilnehmer –, der die Leiche mit einem Federmechanismus präpariert und Bauchreden geübt hat. Poe gibt sich also redlich Mühe, den Effekt sachlich zu erklären, um dessen Darstellung es ihm vor allem ging; dies zeigt ja schon der Umstand, dass er die Geschichte nicht chronologisch erzählt, sondern die unglaubliche Szene erst nachträglich motiviert.

1 Siehe hierzu besonders: Brown, Alan: The Gothic Movement. In: Edgar Allan Poe in Context. Hg. von Kevin J. Hayes. Cambridge 2013, S. 241–250.

2 Poe, Edgar Allan: Du bist der Mann (Thou art the Man, 1844). In: Edgar Allan Poes Werke. Gesamtausgabe der Dichtungen und Erzählungen Band 3: Verbrecher Geschichten. Herausgegeben von Theodor Etzel. Berlin [1922], S. 265–286.

Das starke Bild eines Toten, der seinen Mörder identifiziert, taucht nicht erst bei Poe auf. Es ist in der mittelalterlichen Literatur gut belegt.³ Ohne behaupten zu wollen, dass Poe diese Parallelen kannte und sie aufgriff, sollen hier Stellen aus spätmittelalterlichen Exempelsammlungen aufgezeigt werden, die ähnliche Verfremdungs- und Verblüffungseffekte aufweisen. Es werden dazu zwei Sammlungen, aus dem 14. und 15. Jahrhundert, herangezogen, die im niederdeutschen Raum entstanden sind oder zumindest dort ihre wichtigste Verbreitung fanden. Bei beiden handelt es sich um bislang unedierte Werke,⁴ die hier aus Handschriften und frühen Drucken zitiert werden. Viele Fragen zu den Werken – etwa zu ihren Quellen, Querverbindungen zu anderen Sammlungen, zu ihrer Repräsentativität – sind noch nicht abschließend geklärt und bedürfen noch ausführlicherer Untersuchungen.

Exempelsammlungen sind erbauliche Textsammlungen religiöser Kurzerzählungen.⁵ Die Exempel, also in funktionaler Sicht Beispielerzählungen,⁶ sollen wesentliche Einsichten des christlichen Lebens untermauern. Übliche Themen sind Tugenden und Sünden, die rechte Lebensweise, das Vertrau-

3 Siehe allgemein zur Totenerweckung Fischbach, Stephanie M.: Totenerweckungen. Zur Geschichte einer Gattung. Würzburg 1992. Zeugenschaft erweckter Toter findet sich etwa in der Patriciuslegende (siehe Wiebke Freytag: Patricius. In: Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon. 2. Auflage, Bd. 7, 1989, Sp. 358f.) und bei Antonius von Padua (Werner Beutler: Die Bilder der Gründung der Kartausen Paris, Champmol, Pavia und Valldemossa (Mallorca) und die Tradition der Fundationsbilder. In: Das Erbe der Kartäuser. Internationaler Kongress für Kartäuserforschung 1.–5. Dezember 1999. Kartause Ittingen. Hg. von Jürg Ganz und Margrit Früh (Analecta Cartusiana). Salzburg 2000, S. 10–28, hier S. 12); beliebt ist das auf den spätantiken ‚Pseudo-Matthäus‘ zurückgehende Kindheitswunder, dass der Knabe Jesus einen abgestürzten Spielkameraden zum Leben erweckt, damit dieser Jesu Unschuld bezeugt; belegt z. B. im ‚Passional‘ (Passional. Buch I: Marienleben. Hg. von Annegret Haase, Martin Schubert und Jürgen Wolf (Deutsche Texte des Mittelalters 91/1). Berlin 2013, V. 4579–4642).

4 Siehe zu den Editionsprojekten unten die Anm. 8 und 12.

5 Siehe Bremond, Claude; Le Goff, Jacques und Schmitt, Jean-Claude: L’*“exemplum“*. Turnhout 1982 (Typologie des Sources du Moyen Âge Occidental 40); Exempel und Exempelsammlungen. Hg. von Burghart Wachinger und Walter Haug (Fortuna vitrea 2). Tübingen 1991, dort die Beiträge zur Begriffsbestimmung bei Christoph Daxelmüller: Narratio, Illustratio, Argumentatio. Exemplum und Bildungstechnik in der frühen Neuzeit, S. 77–94, hier S. 80f.

6 „Exempel ist, was als Exempel für etwas anderes dient. Erst die Funktion im Kontext macht das Exempel zum Exempel.“ Burghart Wachinger: pietas vel misericordia. Exempelsammlungen des späten Mittelalters und ihr Umgang mit einer antiken Erzählung. In: Kleinere Erzählformen im Mittelalter. Paderborner Colloquium 1987. Hg. von Klaus Grubmüller, L. Peter Johnson und Hans-Hugo Steinhoff. Paderborn 1988 (= Schriften der Universität-Gesamthochschule Paderborn, Reihe Sprach- und Literaturwissenschaft, 10), S. 225–242, hier S. 229f.

en auf Gott und besonders auf die Fürsprache der Gottesmutter Maria. Die höchst beliebte Textsorte sollte, vor allem in den volkssprachlichen Fassungen, für ein breites Publikum Vorbilder christlichen Lebens bieten. Da das zentrale Ereignis meist ein Wunder ist, überschneidet sich die Textsorte und die Begrifflichkeit mit den Mirakelerzählungen.⁷

Eine dieser Exempelsammlungen, wir nennen sie „Niederrheinisches Exempelbuch“,⁸ steht in einer theologischen Sammelhandschrift des späten 15. Jahrhunderts, die früher dem Kreuzbrüderkonvent in Marienfrede (Kreis Wesel) gehörte und heute in der Düsseldorfer Universitäts- und Landesbibliothek liegt.⁹ Hier finden wir das Motiv von Edgar Allan Poe wieder. In dem anzuführenden Exempel wird ein Kindermädchen beschuldigt, das ihr anvertraute Kind getötet zu haben. Den Rezipienten ist aber zuvor enthüllt worden, dass der Täter ihr böser Ehemann war, der sie durch einen falschen Prozess ermorden will. Die Beschuldigte tut das einzig Richtige: Sie ruft Maria um Hilfe an. Dann erscheint eine schöne Frau mit einem schönen Kind. Sie sagt dem Richter, er solle auf ihr Kind hören:

... ende dat kint sprack totten richter: ‚Doet dat kint haelen, dat dese vrouwe gedoet solde hebben!‘, ende hie dede dat kint haelen. Ende doe dat kint quam, sprack dat levendige kint totten doden kinde: ‚Ich gebiede dy van gades weegen, dattu seggest, of dy dese vrouwe gedoet heft.‘ Dat kint seide: ‚Neen sie.‘ – ‚So gebiede ick dy van gades weegen, dattu den genen wisest, die dy gedoet heft.‘ Ende dat kint ginck totten man, diet gedoedt had, ende sprack: ‚Dese man hevet my gedoedt.‘ Do nam men den man ende sloech em sijn hoeft af...¹⁰

- 7 Siehe Wagner, Fritz: *Miracula, Mirakel*. In: *Lexikon des Mittelalters*, Bd. 6 (1993), Sp. 656–659; zum Bezug von *miracula* und *exempla* siehe Heinzelmann, Martin und Herbers, Klaus: *Zur Einführung*. In: *Mirakel im Mittelalter. Konzeptionen – Erscheinungsformen – Deutungen*. Hg. von denselben und Dieter R. Bauer. Stuttgart 2002, S. 9–21, hier S. 17.
- 8 Eine Edition des Textes wird von Amand Berteloot und mir vorbereitet. Im Folgenden wird aus Materialien des Projekts zitiert.
- 9 Düsseldorf, Universitäts- und Landesbibliothek, Ms. C 25. Siehe zur Handschrift Agata Mazurek: *Die mittelalterlichen Handschriften der Signaturengruppe C in der Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf* (Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf. Kataloge der Handschriftenabteilung 3). Wiesbaden 2012, S. 159–169, und www.handschriftencensus.de/12774 (letzter Zugriff: 3.10.2018).
- 10 Düsseldorf, Universitäts- und Landesbibliothek, Ms. C 25, Exempel Nr. 96, fol. 103ra–103va, Zitat fol. 103va. Handschriftennaher Abdruck; Groß- und Kleinschreibung und *u/v*-Schreibung sind normalisiert; eine moderne Interpunktion ist als Verständnishilfe zugefügt. Übersetzung: „... und das Kind sprach zu dem Richter: ‚Lasst das Kind holen, das diese Frau getötet haben soll!‘, und er ließ das Kind holen. Und als das Kind gebracht wurde, sprach das lebende Kind zu dem toten Kind: ‚Ich befehle dir von Gott, dass du sagst, ob diese Frau dich getötet hat.‘ Das Kind sagte: ‚Sie war es nicht.‘ – ‚So befehle ich

Die Kernszene gleicht auffällig derjenigen bei Edgar Allan Poe. Die (scheinbare) Auferstehung, das Zeugnis des Toten, Entlastung der unschuldigen Person, Angabe des Täters und unmittelbare Strafe entsprechen sich als spiegelnde Motive. Die Einbettung der Szene ist allerdings im mittelalterlichen Text ganz anders gestaltet.

Es verwundert nicht, dass dieser Text auf strenge Logik verzichtet; eine detaillierte Motivierung und Auflösung liegt nicht in seiner Intention. So bleibt offen, was aus dem toten Kind wird – ob es lebendig bleibt oder nur vorübergehend erweckt war, wird nicht erwähnt. Auch eine Reihe anderer Einzelheiten sind offenbar für den zentralen Effekt der Geschichte unmaßgeblich. Es wird nicht erklärt, warum der Mörder ein Komplott schmiedete und seine Frau nicht direkt umbrachte, was am Schluss aus dem Kindermädchen wird oder wie sich die Eltern des Opfers zu den Ereignissen verhalten. Dies ist aber nicht zu verstehen als Zeichen erzählerischer Unaufmerksamkeit, sondern es folgt aus der Konzentration auf das zentrale Anliegen.

Die Spannung, die Poe mit der völlig unwahrscheinlichen Szene erzeugt und die bei ihm logisch aufgeklärt werden muss, bleibt im mittelalterlichen Text völlig im Wunderbaren. Der Text installiert allerdings selbst die Bereitschaft, das Dargestellte als folgerichtig anzunehmen. Alle Beteiligten – Richter, Justizopfer und Täter – akzeptieren bereitwillig das wundersame Auftreten und das sonderbare Plädoyer des Mordopfers. Auch das vorbereitende Wunder, das Auftreten der schönen Frau und des schönen Kindes, wird hingenommen. Es ist offenbar nicht nötig, die beiden genauer zu charakterisieren oder anzugeben, um wen es sich handeln könnte. Dass am Schluss noch erklärt wird, niemand habe gesehen, wohin die Frau und ihr Kind gekommen seien, ist eine gar durchsichtige Mystifizierung, welche eher das von den Rezipienten bereits Erwartete bestätigt. Erst im abschließenden Ausruf *Aldus compt onse lieve suete vrouwe oiren dienreschen altijt to hulpen in oirren noeden*¹¹ wird offenbart, dass es sich um Maria und das Jesuskind gehandelt haben muss. Im Rahmen von Exempelgeschichten, die oft das wundersame Eingreifen göttlicher Mächte beschreiben, ist dies – zumal wenn bereits die Gottesmutter um Beistand angerufen wurde – ohnehin naheliegend. Die Erzählung folgt damit den Erwartungen, die an die vorliegende Gattung gestellt werden. Sortiert

dir von Gott, dass du denjenigen zeigst, der dich getötet hat.‘ Und das Kind ging zu dem Mann, der es getötet hatte, und sprach: ‚Dieser Mann hat mich getötet.‘ Da ergriff man den Mann und schlug ihm den Kopf ab ...“

11 Düsseldorf, Universitäts- und Landesbibliothek, Ms. C 25, Exempel Nr. 96, fol. 103va. Übersetzung: „So kommt unsere liebe Frau ihren Dienern in deren Nöten immer zu Hilfe!“

man Exempel nach Inhaltstypen, dann lässt sich die beschriebene Erzählung dem Typ ‚Errettung aus unverschuldeter Not‘ zuordnen.

Der Versuch einer Sortierung ist gekoppelt mit der Frage nach den Nutzungskontexten und Intentionen hinter den Exempelgeschichten. Die Exempel bestehen zum einen aus einem Erzählkern, oft von legendarischer Art, der eine wirkliche oder zumindest wahrscheinliche Begebenheit zu erzählen vorgibt. Zum anderen enthalten sie eine deutliche Lehre, nahezu eine Moral, die am Schluss wie im genannten Beispiel ausformuliert werden kann. Aus der Absicht, die Rezipienten von der Sinnhaftigkeit eines frommen Lebens zu überzeugen, folgt, dass die Moral meist auf die Stärkung des Gottvertrauens, die Warnung vor der Sünde, das Lob aufrichtiger Reue und ähnliche Themen zielt. In der berichteten Geschichte hat das Kindermädchen auf Maria vertraut und wurde aus der unverschuldeten Malaise gerettet; folglich sollen alle, die die Geschichte hören, auch auf Maria vertrauen. Der Erzählkern einer solchen Geschichte sollte eindrücklich sein, etwa indem er einen besonderen Effekt bietet. Um dies zu betonen, habe ich bei jener Geschichte angesetzt, die einen markanten Schockeffekt herausstellt.

Manche Erzählungen sind schlichte Katastrophenszenarien, die zunächst nicht direkt auf eine damit verbundene Lehre weisen. So findet sich im ‚Kleinen Seelentrost‘, einem Lehr- und Exempelwerk des 14. Jahrhunderts,¹² dieses Exempel:

Der heilige Ambrosius kehrt auf einer Wanderung bei einem wohlhabenden Mann ein. Dieser berichtet, dass es ihm sehr gut gehe, dass Besitz, Haus und Gesinde ohne jeden Einwand florieren. Darauf ergreift Ambrosius mit seinem Begleiter die Flucht, weil er in diesem Haushalt Gott vermisst. Als sie ein Stück weit fort sind, sehen sie das ganze Gehöft mit allen Bewohnern in einem Erdrutsch, offenbar einer Doline, versinken.¹³

12 Siehe Palmer, Nigel F.: ‚Seelentrost‘. In: Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon. 2. Auflage, Bd. 8, 1992, Sp. 1030–1040. Für den ‚Kleinen Seelentrost‘ bereite ich eine Edition an der Universität Duisburg-Essen vor; die hier verwendeten Materialien stammen aus diesem Projekt. Vgl. Schubert, Martin: *Der Kleine Seelentrost*. Religiöse Didaxe im Kontaktraum von Mittelniederdeutsch und Mittelniederländisch. In: Zwischen Sprachen *en culturen*. Wechselbeziehungen im niederländischen, deutschen und afrikaans Sprachgebiet. Hg. von Ute K. Boonen (Studien zur Geschichte und Kultur Nordwesteuropas 29). Münster, New York 2018, S. 32–43.

13 Druck Koelhoff 1474, fol. 118r. Hier zugrunde gelegt ist das einzige nahezu vollständige Exemplar des Drucks: London, British Library, IB.3474. Zur Doline siehe den Textschluss: *An der selver stede ys nach eyyn kule tzo oyrkunde* – „An der selben Stelle ist noch ein Krater als Beleg.“

Die Erzählung geht mit den Nebenfiguren recht harsch um. Eine Lehre wird nicht ausformuliert, aber aus der Rede des Ambrosius muss der Leser folgern, dass hier darauf verwiesen werden soll, dass man niemals der Stabilität der Verhältnisse oder des Glücks trauen soll. Dieser Gedanke erinnert nicht umsonst an Schillers Formulierung „Des Lebens ungemischte Freude / ward keinem Irdischen zuteil“: Geschick und wechselhaftes Glück werden als dubios dargestellt; Ambrosius' Reaktion stellt das gesunde, auf Gottvertrauen basierende Misstrauen gegen weltlichen Erfolg dagegen. Seine düstere Vorahnung wird unmittelbar durch Naturgewalten bestätigt.

Man muss davon ausgehen, dass der besondere Reiz dieser Geschichten, der zu ihrer Verbreitung geführt hat, zum einen auf der guten Lehre beruht, zum anderen aber auch auf der Attraktion des Erzählkerns. Diese Kombination lässt sich unter heutigen Gattungen am ehesten mit den ‚urban legends‘ vergleichen: jenen Kurzerzählungen, die vor allem mündlich weitergegeben werden und von Absonderlichkeiten erzählen, die einem – eher mehr als weniger – entfernten Bekannten einmal zugestoßen sein sollen. Diese Geschichten, vom Typ ‚Geschmuggelter Hund entpuppt sich als Ratte‘ oder ‚Elefant setzt sich auf Kleinwagen‘, enthalten alle ein auffälliges singuläres Ereignis, das sie berichtenswert macht, und zumeist auch eine Moral.¹⁴ Es ist eben riskant, im Urlaub einen Straßenhund aufzunehmen, wenn man sich über dessen Natur nur oberflächlich im Klaren ist. Oft geht es schlicht um den Schauer über ausgefallene Todesarten oder die Erleichterung über unerwartete Rettungen; Motive, die auch in mittelalterlichen Exempeln beliebt sind. Der große Unterschied zwischen den Textsorten ist, dass es uns Heutigen bei ‚urban legends‘ vor allem um die Attraktion geht, während die mittelalterlichen Zuhörer von Exempeln und Wundergeschichten in erster Linie an der frommen Lehre interessiert sind. Und erst in zweiter Linie an der Attraktion.

II. Typen von Exempelerzählungen

Wenn man eine Anzahl von Exempeln vergleicht, dann lassen sich versuchsweise verschiedene Typen von Erzählungen unterscheiden. Im Folgenden werden Exempel aus den genannten Sammlungen, dem ‚Niederrheinischen Exempelbuch‘ und dem ‚Kleinen Seelentrost‘, angeführt.

14 Siehe hierzu die Sammlungen von Rolf-Wilhelm Brednich: *Die Spinne in der Yucca-Palme. Sagenhafte Geschichten von heute*. München 1990; ders.: *Die Maus im Jumbo-Jet. Neue sagenhafte Geschichten von heute*. München 1991; ders.: *Das Huhn mit dem Gipsbein. Neueste sagenhafte Geschichten von heute*. München 1993; ders.: *Die Ratte am Strohalm. Allerneueste sagenhafte Geschichten von heute*. München 1996.

Zum besonders populären Erzähltyp ‚Errettung aus unverschuldeter Not‘ gehörte bereits das angeführte Exempel vom geretteten Kindermädchen. Die dort dargestellte Ohnmacht eines – hier weiblichen – Opfers gegenüber böseartigen – hier männlichen – Gegenspielern findet sich ähnlich in zahlreichen weiteren Exempeln und wird gelegentlich durch erzählerische Repetition auf die Spitze getrieben, so im ‚Niederrheinischen Exempelbuch‘:

Im Exempel „Von einem römischen Kaiser“ wird die Frau des verreisten Kaisers von ihrem Schwager bedrängt. Sie kann eine Verführung verhindern, wird aber später vom Schwager als untreu verleumdet und vom Kaiser verstoßen. Zwei Diener sollen sie im Wald ermorden, wollen sie aber lieber vergewaltigen. Als die Frau Maria anruft, kommt ein Ritter, der die bösen Knechte totschießt. Dessen Bruder möchte die Frau verführen, verleumdet sie, ermordet das ihr anvertraute Kind usw. usw. Letztlich wird die Frau gerettet und erhält von der Gottesmutter ein heilkräftiges Kraut. Diejenigen, die sie misshandelt haben, sind jetzt krank; sie müssen aber erst ihre Schuld zugeben, bevor sie geheilt werden.¹⁵

Ganz offenbar verfügt diese Geschichte über den in Exempeln gelegentlich festgestellten „Erzählüberschuß über die explizierte Lehre hinaus“¹⁶. In dieser Geschichte sind eine Reihe bekannter Motive verarbeitet: der heimtückische Kindsmord, gängige Verführung und Verleumdungen, das aus ‚Schneewittchen‘ bekannte Motiv des unzuverlässigen Auftragsmörders, im gesamten Verlauf auch noch eine Irrfahrt auf dem Meer, wobei die Frau wie Jonas über Bord geworfen wird. Auffällig ist dabei, dass sämtliche Erzählteile zuverlässig in einen Verführungs- oder Vergewaltigungsversuch münden. Obwohl die Frau die Protagonistin der Erzählung ist, wird sie bis zu ihrer Rettung ausschließlich als erleidendes Objekt männlicher Gewaltphantasien beschrieben. Die Sichtweise der Erzählung ist eine männliche; sie bedient sexualisierte Machtvorstellungen im Gewand einer frommen Errettungsgeschichte. Zugleich aber liegt eine geschickte Verknüpfung spiegelnder Ungerechtigkeit und spiegelnder Gerechtigkeit vor: Am Anfang hat der böse Schwager aus Ärger, dass die Frau nicht unsittlich handelt, sie gerade dessen beschuldigt; diese spiegelnde Ungerechtigkeit ist eine Form von boshafter Ironie, die die Fakten genau umkehrt. Am Ende wird für die Missetäter das Eingeständnis

15 Düsseldorf, Universitäts- und Landesbibliothek, Ms. C 25, Exempel Nr. 77, fol. 92va–94ra.

16 Wachinger, Burghart: Der Dekalog als Ordnungsschema für Exempelsammlungen. Der ‚Große Seelentrost‘, das ‚Promptuarium exemplorum‘ des Andreas Hondorff und die ‚Lorum communium collectanea‘ des Johannes Manlius. In: Exempel und Exempelsammlungen. Hg. von Burghart Wachinger und Walter Haug (Fortuna vitrea 2). Tübingen 1991, S. 239–263, hier S. 244.

der Schuld zur Vorbedingung der Heilung; Anteil an diesem Wunder kann nur die öffentliche Beichte der Verfehlung bringen.

Parallel zu diesem Erzählungstyp lässt sich die ‚Errettung aus selbst verschuldeter Not‘ sehen. Hier wird der sündenanfällige Mensch in den Blick genommen, den zahlreiche Verfehlungen auf dem Weg zur Seligkeit anfechten. Je nach Sammlungskontext können dabei verschiedene Gruppen in den Vordergrund treten. In der offenbar im klösterlichen Kontext entstandenen Sammlung ‚Der Kleine Seelentrost‘ wird genau hingeschaut, welche Fehler Kleriker und Mönche begehen können, und es wird voller Anteilnahme davon erzählt. In großer Anzahl wird von trunkseligen Mönchen, wohllebenden Äbten, schwangeren Nonnen und ihren Nöten berichtet; normalerweise werden sie alle gerettet. Dabei zeigen Maria und die Dreifaltigkeit oft dort Mitgefühl, wo wir es kaum erwartet hätten:

Ein junger Kleriker ist in die Tochter eines Juden verliebt und besucht sie in der Karfreitagsnacht. Als der Übeltäter sieht, dass der Jude zum Bischof kommt, bereut er seine Untaten. Auf der Stelle sind die Ankläger mit Stummheit geschlagen und ziehen unverrichteter Dinge wieder ab. Der Kleriker beichtet seine Sünde und tritt in ein Kloster ein.¹⁷

Betrachtet man die Erzählung mit modernen Augen, dann ist man geneigt, eine leicht verwackelte Moral festzustellen. Offensichtlich bricht die Gnade das Recht. Schließlich kam der Kläger mit einem sehr berechtigten Anliegen, das aber nicht einmal gehört wurde. An der Beichte und Buße des Klerikers hat er keinen Anteil; letztlich wird ihm in keiner Form, nicht einmal symbolisch, Genüge geleistet. Außerdem sind die Vergehen des Klerikers schwerwiegend:¹⁸ der uneheliche Geschlechtsverkehr, der Bruch des Zölibats, zu alledem auch noch am Karfreitag, also am Fast- und Abstinenztag schlechthin. Wir sehen, dass die göttliche Gnade hier die Reue des Sünders für wichtiger eingestuft hat als das beeinträchtigte Recht des Beschwerdeführers. Was bedeutet es, dass die Familie des Beschwerdeführers jüdischen Glaubens ist? Für die Tochter heißt es zunächst, dass ihr Anteil an der Verfehlung deutlich reduziert ist: sie unterliegt keinem Zölibat und hat als Jüdin keinen Anlass, den Karfreitag zu heiligen. In der Gegenüberstellung wird hier also deutlich die Last der Sünde dem Kleriker aufgebürdet. Andererseits ist es wahrscheinlich, dass die verstummenden Juden – die eigentlich mit ihrer Anklage in eine Messhandlung hineinplatzen wollten – hier die Gegengruppe bilden, vor der die göttliche Gnade agiert. Sie haben keinen Anteil an dieser Gnade, wie sie auch keinen Respekt vor der christlichen Messe haben; und wenn in einer

17 Druck Koelhoff 1474, fol. 113v–114r.

18 Der Text spricht fol. 114r von *hoift sunde* (Hauptsünde, kapitales Vergehen).

Geschichte, die jenseits von Recht und Ordnung spielt, jemandem Unrecht geschieht, dann wird dies leichter hingenommen, wenn diese Person von vornherein abgewertet oder ausgegrenzt ist.

Dies legt die Verbindung zur nächsten Gruppe, zum ‚Widerstreit guter und böser Mächte‘. Der natürliche Gegensatz zwischen den guten und bösen Mächten ist Ausgangspunkt für vielfältige Ausgestaltungen. Der ‚Kleine Seelentrost‘ enthält unter den Exempeln zur Beichte eines mit dem zunächst unerwarteten Thema ‚Der Teufel in der Beichte‘:

Ein Teufel sieht, dass ganz schwarze Menschen zur Beichte gehen und ganz weiß wieder herauskommen. Er möchte erfahren, wie das zugeht, und geht selbst in Menschengestalt zur Beichte. Der Priester bemerkt aber, dass die gebeichteten Sünden nicht menschlich sind. Der Teufel muss zugeben, was er ist und warum er gekommen ist: weil er auch so weiß werden wollte. Auf die Frage des Priesters, ob er denn an seinen Sünden etwas bereue, erwidert er: dass er nicht mehr gesündigt habe. Darauf entgegnet der Priester, dass ihm ja wohl nicht zu helfen sei.¹⁹

Das komische Potential, dass aus einer Person in gänzlich ungeeigneter Umgebung entsteht, wird hier ausgereizt. Der Anlass, dass der Teufel sich in die Beichte begibt, wird als rein äußerlich beschrieben: Zunächst bewegt ihn Neugierde; später behauptet er, dass er auch gerne weiß werden wolle. Ob ihm die Metaphorik der Farbgebung – damit auch seine eigene Höllenschwärze – und der Sinn des Farbwechsels als Befreiung von Sündenlast bekannt sind, bleibt offen. An der zentralen Stelle der Beichte, der Frage nach der Reue, versagt er nach menschlichem Ermessen vollständig. Es ist folgerichtig, dass aufgrund der mangelnden inneren Einstellung der Priester ihm keine Absolution erteilen kann; der Teufel kehrt zu seiner eigenen Sphäre zurück. Neben dem komischen Effekt der unangemessenen Antwort enthält diese Stelle die Lehre: Ohne echte Reue lohnt der Besuch der Beichte nicht; wer ohne Reue hingehet, ist nicht besser als jeder dahergelaufene Teufel. Im Zusammenhang wird diese Lehre für so deutlich gehalten, dass sie nicht eigens ausformuliert werden muss.

In den Exempeln wird, wie erwähnt, häufig die Seite, die zugunsten der Gnade kein Recht bekommt, abgewertet. Klar und eindeutig ist dies, wenn der Teufel überlistet wird, dessen böse Absicht, ungeachtet aller Rechtsverbindlichkeit, übertölpelt werden darf. Da kann auch ein rechtsfester Kontrakt mit einer Seelenverschreibung, wie in der ‚Theophilus‘-Legende,²⁰ durch Ma-

19 Druck Koelhoff 1474, fol. 121v.

20 Siehe Kunze, Konrad u. Linke, Hansjürgen: ‘Theophilus’. In: Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon. 2. Auflage, Bd. 9, 1995, Sp. 775–782, bes. Sp. 775f.;

ria dem Teufel entwendet und dem reuigen Aussteller zurückgegeben werden. Zahlreiche Legenden und Erzählungen kreisen um die Seelenwägung, also das Individualgericht des Verstorbenen vor dem Thron Gottes. Während die Teufel die schlechten Taten in die eine Waagschale des Gerichts werfen, legen Maria und die Heiligen die guten Taten in die andere – die sie auch in gnadenvoller Weise herunterdrücken können. Der Teufel wird dabei übervorteilt – ungefähr in der Weise, wie sich auch Goethes Mephisto am Ende von *Faust II* übervorteilt fühlt.

Üblich ist es, dass die Teufel große Mühen aufwenden müssen, dass es dann aber kleine gute Taten sind, welche ihre Mühen mehr als aufwiegen. Eine Winzigkeit, wie ein einzelnes Gebet oder sogar ein habituelles Kreuzzeichen, kann Menschen retten:

Ein altes Ehepaar wird vom Teufel heimgesucht, bis beide sich das Beten und Beichten ganz abgewöhnen. Schließlich sinken sie in tiefen Lebensüberdruß und kommen überein, gemeinsam Selbstmord zu verüben. Als die Frau ihrem Mann ein letztes Glas Wein anbietet, segnet er den Trank mit dem Kreuzzeichen, worauf der Teufel entflieht. Als er fort ist, finden sie sogleich den Lebensmut zurück.²¹

Neben der eingehenden Beschreibung einer Altersdepression²² fällt in diesem Exempel vor allem das große Ungleichgewicht zwischen dem Aufwand des Bösen und der Leichtigkeit der Gnade auf. Während der Teufel sich lange Zeit mühen muss, um dem Ehepaar alle Übungen christlicher Lebensführung abzugewöhnen, womit parallel der Lebensmut sinkt, ist es ein einziges Kreuzzeichen, das die Wende einleitet. Zudem ist es offenbar nicht absichtlich gegen das Böse eingesetzt, sondern es ist eine halb automatische Handlung, die der Mann sich offenbar in langem christlichen Leben angewöhnt hatte. Es reicht also ein frommer Habitus, um den Nachstellungen des Teufels schlussendlich zu entkommen.

Hier wird in eindeutiger Weise die Machtlosigkeit des Teufels demonstriert. Eine weitere Erzählung aus dem ‚Niederrheinischen Exempelbuch‘ macht diese auf erstaunliche Weise deutlich:

Chiesa, Paolo; Ott, Norbert H. u. Görlach, Manfred: Theophilus-Legende. In: *Lexikon des Mittelalters* 8, 1997, Sp. 667–670; dieses Mirakel auch im *Passional* (wie Anm. 3), V. 16397–16718.

21 Druck Koelhoff 1474, fol. 118v.

22 Ebd.: *Tzo lesten vragede eyn den anderen, wat eme were, do sprach der ander: „ich byn bedroeft vnd enweys nyet was myr is, ich were gerne doyt“* – „Schließlich fragte der eine (Ehepartner) den anderen, was sei; der andere antwortete: ‚Ich bin betrübt. Ich weiß nicht, was mit mir ist. Ich wäre lieber tot.‘“

Zwei Mönche verirren sich im Wald. Einer betet zur Gottesmutter, und bald finden sie ein Kloster. Als der ältere Mönch feststellt, dass dort statt Gebeten Gotteslästerungen ausgestoßen werden, beschließt er, am nächsten Morgen die fremden Brüder durch eine gute Predigt zu stärken. Kaum hat er begonnen, fliehen alle aus dem Kapitelhaus. Der Abt gibt auf Nachfragen zu, dass er und sein Konvent keine Mönche sind, sondern Teufel. Sie wurden von der Gottesmutter gestern gezwungen, hier ein Kloster zu errichten, um die beiden Verirrten zu retten.²³

Genüsslich werden hier die komischen Szenen – der fluchende Konvent, die fliehenden Brüder, der Abt, der sich windet – auserzählt. In der Umbesetzung einer Klostergemeinschaft mit Teufeln wird die gleiche Grenzüberschreitung genutzt, die auch beim ‚Teufel in der Beichte‘ vorlag: Gänzlich unpassendes Personal findet sich plötzlich in einem wichtigen kirchlichen Umfeld vor. Während dort der Anlass in der Neugier des Teufels zu bestehen schien, dient diese Überschreitung hier allein, um die Macht Marias zu demonstrieren. Nun wäre es zwar ebenso vorstellbar, dass Maria gute Geister einsetzt, um die beiden Mönche zu retten; auch dies würde ihre Macht, aus Gefahr zu retten, hinreichend belegen. Aber die Geschichte soll darüber hinaus Marias Übermacht über das Böse unterstreichen: Die eigenständige negative Kraft der Teufel wird völlig reduziert; sie können sich höchstens noch in schamlosen Reden äußern. Den beiden Mönchen, die sich unwissend mitten in einem Teufelskonvent aufhalten, können die bösen Kräfte nicht schaden. Die Mönche können aufgrund ihres Gottvertrauens – hier vor allem: ihres Mariavertrauens – alle schwierigen Lagen bestehen, ohne die Gefahr überhaupt zu erkennen. Mit schlafwandlerischer Sicherheit und mit den besten Absichten bewegen sie sich in einem Umfeld, das doch als äußerst gefährlich einzustufen ist.

Eine weitere Untergruppe sind die ‚besonderen Gnadenerweise‘. Im ‚Niederrheinischen Exempelbuch‘ wird zum Beispiel einem frommen Einsiedler die Gnade zuteil, Maria sehen zu dürfen.²⁴ Sie ist aber so schön, dass er zu Boden geht. Darauf bittet er den hl. Johannes, dass Maria sich den Menschen nicht mehr zeigen soll.

Maria wird zur größten Frauenschönheit, zur idealen Mutterfigur für alle Menschen und zugleich zum Extrem des Minnedienstes stilisiert. Die göttliche Schönheit der Frau wird zur fraulichen Schönheit der Göttlichen. Das Exempel könnte begründen, warum seither niemand mehr Maria direkt gese-

23 Düsseldorf, Universitäts- und Landesbibliothek, Ms. C 25, Exempel Nr. 74, fol. 90va–91va.

24 Düsseldorf, Universitäts- und Landesbibliothek, Ms. C 25, Exempel Nr. 88, fol. 101rab.

hen hat; vor allem aber geht es hier um den ultimativen Preis einer Schönheit, die den Betrachter wirklich umhaut. Mit welcher Neigung und Zuneigung zu Maria die Kleriker umgingen, zeigt sich etwa an den Exempeln, in denen Maria kranke Mönche heilt, indem sie ihnen die Muttermilch direkt aus der Brust reicht.²⁵ Auffällig werden die mütterlichen und die erotischen Aspekte Marias überblendet; die Neigung zu Marias Schönheit hat auch eine körperliche Seite.

In vielen Exempeln werden diverse ‚Schwierigkeiten des geistlichen Lebens‘ behandelt; bereits bei der ‚Errettung aus selbst verschuldeter Not‘ wurden einige Anfechtungen benannt. Im täglichen Leben der Kleriker ergeben sich aber auch ganz schlichte glaubenspraktische oder theologische Probleme, bei denen höhere Hilfe gerne angenommen wird. Gern behandelt ist das Thema, ob ein dummer Kleriker trotzdem Priester bleiben kann – zu erfahren ist: Wenn er eine einzige Marienmesse beherrscht, wird sich Maria persönlich für ihn einsetzen.²⁶ Man begegnet also in diesen Geschichten vielen Versuchungen, aber auch Versagensängsten, die die zeitgenössischen Kleriker mit sich herumtrugen.

Ebenfalls behandelt werden theologische Schwierigkeiten, die im zeitgenössischen Denken diskutiert wurden – wenn auch gelegentlich in verkürzter Form. Ein grundlegendes Problem ist die sogenannte „Unterscheidung der Geister“: die Abwägung, ob eine Eingebung von einem guten Geist oder einem schlechten Geist herrührt.²⁷ Die komplexe Frage läuft bei manchen Theologen darauf hinaus, dass man einen unabhängigen Spezialisten heranziehen soll,²⁸ vor allem einen Kleriker, der durch lange Erfahrung und kühle Betrachtung dafür geeignet ist. Die analoge Frage stellt sich auch bei Visionen, bei denen man nie sicher ist, welche Kraft sich hinter ihnen verbirgt:

25 So im ‚Niederrheinischen Exempelbuch‘, Düsseldorf, Universitäts- und Landesbibliothek, Ms. C 25, Exempel Nr. 83, fol. 98rb–va.

26 Zu diesem unter anderem in der ‚Legenda aurea‘, im ‚Liber de miraculis s. Maria‘ und im ‚Passional‘ verarbeiteten Stoff siehe Haase et al. (Anm. 3), S. CCXXVII.

27 Siehe dazu Wegener, Lydia: „So werdent doch vil menschen dar inn betrogen.“ Die Irrtumsproblematik in spätmittelalterlichen Traktaten zur ‚Unterscheidung der Geister‘ (discretio spirituum). In: Irrtum – Error – Erreur. Hrsg. von Andreas Speer und Maxime Mauriège. Berlin, Boston 2018 (Miscellanea Mediaevalia 40), S. 603–626; demnächst umfassend: Anthologie zur ‚Unterscheidung der Geister‘. Hg. von Lydia Wegener. Berlin (Deutsche Texte des Mittelalters).

28 Siehe Anderson, Wendy Love: The Discernment of Spirits. Assessing Visions and Visionaries in the Late Middle Ages. Tübingen 2011 (Spätmittelalter, Humanismus, Reformation 63), S. 157f.

Ein Mönch sieht eine Marienerscheinung. Darauf meldet er sich beim Abt und überlegt, ob dies wirklich die Jungfrau Maria gewesen sei. Der Abt empfiehlt einen einfachen Test: Beim nächsten Mal soll der Mönch der Maria ins Gesicht spucken. Maria sei demütig und würde das nicht übel aufnehmen; der Teufel aber sei hoffärtig und könne das nicht haben. Und wieder erscheint die Maria, und der Mönch tut, wie ihm geheißen. Es ist dann doch der Teufel, der wütend davonfährt.²⁹

Korrekt ist in der Geschichte, dass der einfache Mönch einen Fachmann, den Abt, konsultiert, um Aufschluss über die Natur der Erscheinung zu erlangen. Ungewöhnlich ist, dass der Abt die Frage nicht durch eine theologisch-theoretische Erörterung zu lösen versucht, sondern ein schlichtes praktisches Experiment vorschlägt. Das ist ein Kniff, der kürzer ist als alle Traktate. Zugleich ist es, wenn man das Experiment nach beiden Seiten zu Ende denkt, für den Mönch eine herausragende Gelegenheit, sich zu blamieren. Dass am Ende nicht die gnädige Gottesmutter, sondern doch der Teufel in verborgener Gestalt anwesend war, möchte man vor diesem Hintergrund schon eine glückliche Fügung nennen.

Es ist bezeichnend, dass die Geschichte in der Exempelsammlung ein wenig anders erzählt wird als in meiner Zusammenfassung oben, die zumindest etwas Finalspannung andeutet. Das Exempel verrät schon im ersten Satz, dass die Marienerscheinung eine falsche ist;³⁰ der mittelalterliche Rezipient braucht sich also gar keine Sorgen zu machen, dass der Verdacht des Bruders unberechtigt sein könnte. Damit wird die eigentlich brenzlige Situation von vornherein entschärft: Über den guten Ausgang des eigentlich gewagten Experiments kann kein Zweifel bestehen. Die Selbstverständlichkeit, mit der die Erscheinung Mariens in anderen Exempeln akzeptiert wird – etwa dem oben genannten vom Kindermädchen –, ist hier aufgewogen durch eine Selbstverständlichkeit, die den Zweifel des Bruders von vornherein als berechtigt ausweist.

Diese ersten Ansätze, die reiche Überlieferung der Exempel nach Erzähltypen zu sortieren, erheben natürlich noch keinen annähernden Anspruch auf Vollständigkeit. Unter den Aufgaben, die in der weiteren Erforschung und Analyse von Exempeln und Exempelsammlungen noch offenbleiben, ist der Ausbau einer Typologie von Erzähltypen eine Aufgabe von vielen. Was jedenfalls bereits zu sehen war, ist eine geradezu unbändige Lust am Erzählen und

29 Düsseldorf, Universitäts- und Landesbibliothek, Ms. C 25, Exempel Nr. 15, fol. 67vb.

30 Ebd.: *In ener tijt was een broder die hadde onse suete vrouwe maria seer lief, ende dat benijde die viant ende quam totten broder in gedaente onser sueter vrouwen* – „Es war einmal ein Mönch, der hatte unsere liebe Frau Maria sehr lieb, und das neidete der Feind und kam zu dem Mönch in der Gestalt unserer lieben Frau.“

am Auskonjugieren einfacher Grundsituationen, in denen Gott und Maria den Menschen helfen und der Teufel den Menschen schadet. Unter diesen einfachen Voraussetzungen wird ein ganzes Panoptikum entfaltet, das pralle Leben mit einer großen Palette von Verfehlungen, Hoffnungen und Streitfällen. Daran ist zu erkennen, was die damaligen Menschen bewegt hat und wie sie Frömmigkeitshaltungen in verschiedenen Formen auserzählt haben.

DuEPublico

Duisburg-Essen Publications online

UNIVERSITÄT
DUISBURG
ESSEN

Offen im Denken

ub

universitäts
bibliothek

Dieser Text wird über DuEPublico, dem Dokumenten- und Publikationsserver der Universität Duisburg-Essen, zur Verfügung gestellt. Die hier veröffentlichte Version der E-Publikation kann von einer eventuell ebenfalls veröffentlichten Verlagsversion abweichen.

DOI: 10.17185/duepublico/72649

URN: urn:nbn:de:hbz:464-20200824-124941-1



Dieses Werk kann unter einer Creative Commons Namensnennung - Nicht kommerziell - Keine Bearbeitungen 4.0 Lizenz (CC BY-NC-ND 4.0) genutzt werden.